Heinrich Korth.

Wagener, Sam. Clft

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/abwechselungener11wage

I. C. Richter del. et sc. Berolini.

_Komm, dein Jack hat nun Geld genug

Abwechselungen.

Ernsthaft, komisch, rührend, sinnreich, nützlich.

Ein Ersatz

für

Romane.

Mit einem Titelkupfer.

Berlin,

in der Buchhandlung des Commerzienraths Matzdorff.

1805.

RBR
Jantz
#1318
T. 1

Vorrede.

(Zur Erklärung des Titelzusatzes.)

Fast alle Romane — selbst unsre bessern — wirken auf die weichen Herzen jugendlicher Leser und Leserinnen, wie jene unzüchtigen Bilder und Bücher, welche, gleich Werkzeugen der Hölle, die Einbildungskraft junger Seelen beflecken, und ihnen ihr kostbarstes, durch nichts zu ersetzendes, Kleinod rauben.

Kein junges Mädchen sollte ein Buch lesen, bevor es ihr von gewissenhaften und einsichtsvollen Personen empfohlen worden wäre, am allerwenigsten aber Romane, die weiter zu nichts dienen, als die Einbildungskraft in Unordnung zu bringen.

In Romanen und Liebesgeschichten, die unsre Leidenschaften in Bewegung setzen, werden die Charaktere der Tugend und des Lasters fast ausnahmlos übertrieben. Der Held oder die Heldinn der Geschichte werden anders geschildert, als man sie in der Natur antrifft. Wir gewöhnen uns an Ideale, und finden sie nicht; wir seufzen darnach und erhitzen die Einbildungskraft,

verlieren unsre Ruhe, und machen uns ungeschickt zu den Berufsgeschäften.

Selbst diejenigen Liebesgeschichten sind gefährlich, die mit Vorsicht und bloß in der Absicht geschrieben sind, um uns die Gefahren der Liebe darzustellen, vor derselben zu warnen, und uns mit ihren schrecklichen Folgen einigermaßen bekannt zu machen. Unsre Empfindsamkeit wird durch das Lesen derselben rege und unser Herz immer weicher gemacht — und was braucht es weiter, um uns der Liebe desto empfänglicher zu machen, unsre Einbildung und Gefühle zu überspannen und, selbst ohne einen Gegenstand zu haben,

Leidenschaften zu entflammen, von denen der Zunder schon im Herzen liegt, und mit gewissen Regungen bekannt zu werden, die uns vorher unbekannt waren?

Vortrefflich sagt Wieland von den Schriftstellern, die durch ihre Schriften schon so viel Unheil angerichtet haben und noch anrichten:

„Spötter der Tugend! Die Nachwelt wird euch noch hassen,
„Noch nicht geborne Enkel, in deren wächserne Herzen
„Eben so leicht die Unschuld, als wie das Laster, sich drückte,
„Werden euch lesen und jedes Bild, das die Seele beflecket,

„Jede unheilige Begier, die ihr zeugt, die wird euch verdammen.

„Trauriger Ruhm, die Neigungen, die von Gott uns entfernen,

„Mit Ovidischer Kunst in zärtliche Seelen zu gießen!

„Ruhm, von Teufeln beneidet zu werden, würdig, des Mädchens

„Unerfahrnes, leichtschmelzendes Herz zur thierischen Liebe

„Und phantastischen Freuden mit täuschenden Worten zu laden!

„Ja, viel besser ist's, aus dem Risse der Schöpfung getilgt seyn,

„Als mit dem Ruhme des Guarini und La Fontaine dahin geh'n!

„Wisset, ihr Priester des Unsinns, die Seelen, die ihr vergiftet,

„Sind in den Augen des Ewigen werth; — von
euch wird er fordern,
„Wenn sie den Armen der Unschuld zum reizenden
Laster entschlüpfen.“

Dieß zur Rechtfertigung des Zweckes dieses Buches.

Der Herausgeber.

Inhalt

Inhalt.

1. Ein unglücklich Liebender und dessen hölzerne Schadloshaltung ; Seite 1
2. Farinelli, und sein musikliebender Schneider — 6
3. Pompadour opfert eine Unschuld — 7
4. Pascal, ein Beispiel früher Verstandesreife — 16
5. Ein Floh zieht einen Elephanten fort — 19
6. Der lächerliche Duell der Gräfinn Ulefeld — 20
7. Testament eines Rechenmeisters ; — 21
8. Ein Zweikampf mit der Zimmermanns-Säge — 24
9. Benedict und sein Orden ; — 26
10. Ausgezeichnete Rache eines Mahlers — 27
11. Die Pulververschwörung, nach Hume — 28
12. Die Luftbetten ; ; — 39
13. Eine Pension, die Folge einer feinen Wendung ; ; ; — 41
14. Starke Illusion bei einem Schauspiele — 41
15. Die Deserteure zur See ; — 43
16. Der Kartoffelschmaus ; — 48
17. Lady Nord, die Häßliche ; — 49
18. Foote's Beinabnahme ; — 50
19. Der Held und eine Compagnie Geistlicher — 51
20. Der Hungertod in der Revolutionszeit, zu Paris ; ; ; — 52

21. Buzecha und Philidor, berühmte Schachspieler . . . Seite 53
22. Das Niesen nach dem Tode . . — 55
23. Der namenlose Marquis de St. Cyr . — 56
24. Straßer's Orchester, ein musikalisches Automat . . . — 56
25. Eine religiöse indische Wittwe giebt ihren Entschluß, sich zu verbrennen, auf . — 57
26. Lessing, der Evangelist Lucas . . — 59
27. Zwei sonderbare plötzliche Todesarten — 60
28. Die deutschen Sprachverbesserer von 617 — 61
29. Tragische Folge einer Briefverwechselung — 63
30. Der politische Stiefelputzer . . — 65
31. Regnier und Fontenelle . . — 65
32. Sinnreiche Antwort eines Türken — 66
33. Versinnlichung der englischen National-Schuld . . . — 67
34. Zwei Fliegen duelliren sich mit Degen — 68
35. Erste Luftreise einer Dame . . — 69
36. Die wohl verwahrten Banknoten — 72
37. Die Betrübniß des Vermissens und die Freude des Wiederfindens . . — 73
38. Statt 5 Pf. Sterling, 5 Pf. Sellerie; ein Mißverstand . . . — 75
39. Sehr große Verlegenheit, aus Aehnlichkeit entstanden . . . — 76
40. Die gläserne Seepost . . — 78
41. Das Testament eines Geizhalses — 81
42. Harte Bestrafung ehelicher Untreue — 82
43. Der rettende Hammel . . — 85
44. Ueberraschung durch eine Hexe — 85
45. Brodtprobe . . . — 87
46. Täuschungen der Mahlerkunst . — 90
47. Die Auferstehung vom Tode, in London — 92
48. Ein Mittel, sich zu beruhigen . — 94
49. Bedienten-Unfug in London . — 95
50. Hanje . . . . — 96
51. Die ernstliche Kinderschlacht . — 102
52. Schmeicheley eines chinesischen Gesandten — 105
53. Königsmark in der Audienz . — 106
54. Vorschlag zu einem nützlichen Traumbuche — 106
55. Die Parlamentssitzung in London — 110
56. Das schnellverwandelte Portrait — 116

57. Richelieu und der ins Wasser geworfene Candidat Seite 118
58. Ein beißender Einfall — 119
59. Das Wein-Verzeichniß — 120
60. Der Scythen nachdrucksvolle Zeichensprache — 121
61. Das Gewicht des guten Namens — 123
62. Der wohlverborgene Schatz — 124
63. Samson führt seinen Gläubiger an — 125
64. Künstliche Perlen — 126
65. Der Salat des Pabst Sixtus — 129
66. Der selbst für einen Dieb gehaltene Bestohlne — 131
67. Runenschrift — 132
68. Die Sonne macht einen Marquis zum Herzog — 136
69 Unglück auf der See — 136
70. Beispiel strenger Gerechtigkeit im Morgenlande — 138
71. Ursprung der Bezeichnungen in den französischen Spielkarten — 140
72 Die Mosaik — 143
73. List und Muth der im Jahre 1803 aus der französischen Gefangenschaft entflohenen Engländer — 145
74. Der gedemüthigte Feuerbesprecher — 140
75. Unglückliche Folge eines Vorurtheils — 147
76. Voltaire läßt sich für Geld sehn — 149
77 Emigrirte — 150
78 Gräfinn Genlis — 156
79. Wahre Würdigung einer hohen Ehrenstelle — 159
80. Der Regen — 159
81. Der gesuchte Hofmeister — 171
82. Merkwürdige Geschicklichkeit, im Finstern zu finden — 172
83. Der Friedliebende — 173
84 800 Dutzend silberner Teller, ein nothwendiger Hausrath — 174
85. Der Marschall von Sachsen ist accisefrei — 177
86. Die Hölle auf Erden — 177
87 Der doppelte Eid — 179
88. Verwandlung eines Ritters — 180
89. Der listige Page — 182
90. Die Ungleichen. Eine Soldatenscene — 185
91. Der Waldteufel zu Neumark — 188

92. Der ewige Haß . . . Seite 193
93. Unglückliches Opfer der Wahrsagerei, zu Hamburg . . . — 196
94. Höchster Grad der Eifersucht . — 197
95. Glaube an Zauberei und unzeitiger Scherz in ihren Folgen, zu Schweinfurth — 206
96. Catharina von Boren . . — 207
97. Keine Nixe, aber der Nixenglaube, tödtet Menschen . . . . — 208
98. Unglück durch Furcht, zu Ballenstedt — 210
99. Strafe des Glaubens an Sympathie und Gespenster . . . . — 213
100. Schreckliche Folge der Trunkenheit, zu Neudörfel in Sachsen . . — 215
101. Traurige Folgen des Mangels häuslicher Tugenden, in Thüringen . — 217
102. Der gewissenlose Advokat zu Nürnberg — 218
103. Heirathsantrag . . . — 220
104. Die unpatriotischen Patrioten . — 221
105. Mittel, sich bemerklich zu machen — 222
106. Gerettete Ehre der Deutschen in Venedig — 223

1) Ein unglücklich-Liebender und dessen hölzerne Schadloshaltung.

Ein reicher franz. Marquis, der bis in sein 45 Jahr ledig blieb, faßte mit einemmale den Entschluß, zu heirathen. Er war so glücklich, ein Frauenzimmer zu finden, das, mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückt, zugleich ein vortreffliches Herz und einen Verstand besaß, der mit allem Rechte Bewunderung verdiente. Er liebte sie mit dem Feuer des Jünglings, und sah mit Ungeduld dem Augenblicke der Vereinigung entgegen. Schon rückte der so sehnlich gewünschte Tag heran; schon waren alle Anstalten getroffen, das Fest der Liebe zu feiern; schon stand der Marquis am Ziele seiner Wünsche, als plötzlich Charlotte erkrankte, und nach wenigen Tagen ein Raub des Todes ward. — Die Nachricht davon war für den Bräutigam ein Donnerschlag. Er verlor alle Besonnenheit, und

verfiel in einen Gemüthszustand, der eine fürchterliche Zukunft ahnen ließ. Die berühmtesten Aerzte sorgten für seine Herstellung, und nur nach vieler Mühe gelang es ihnen, den Marquis wieder zu sich selbst zu bringen. Um die Munterkeit des Mannes war es jedoch geschehn; an gesellschaftlichen Vergnügungen nahm er keinen Theil mehr. Bloß mit sich und mit dem Bilde seiner Unvergeßlichen beschäftigt, lebte er einsam auf einem seiner Güter, eben da, wo er mit Charlotten die erste Bekanntschaft gemacht, ihr ewige Liebe geschworen, und eine gleiche Versicherung von ihr erhalten hatte. Und hier war es auch, wo er jetzt auf die sonderbare Idee gerieth, den Liebhaber auch gegen die Verstorbene noch fortzuspielen. Der Gedanke war nicht sobald gedacht, als der Marquis schon Hand an die Ausführung desselben legte. Einer der ersten Bildhauer mußte aus Paris kommen, und Charlotten nach dem Portrait, das von ihr im Schlosse vorhanden war, aus dem kostbarsten Holze verfertigen. Die Figur war in Lebensgröße, und gerieth dem Künstler, der die Verblichene persönlich gekannt hatte, über alle Erwartung gut. Jedes Glied hatte Gelenke, und konnte nach der Natur bewegt werden. Der Mahler, der die Oberfläche der Natur mit dem Teint der Menschenfarbe überzog, übertraf sich selbst, und

die Geschicklichkeit des Friseurs, dem der Kopf anvertrauet wurde, verdiente alles Lob. Wer Charlotten im Leben gekannt hatte, ward beim Anblicke der Figur in Versuchung geführt, zu glauben, daß sie ihr Grab verlassen habe, und vor ihm stehe. Der Marquis ward entzückt, als man ihm das Meisterstück der bildenden Kunst brachte. Er umarmte die Figur, küßte und drückte sie an sein Herz, gleich als ob die Verstorbene erstanden wäre, und sich lebend an seiner Seite befände. Er belohnte die Künstler mehr als freigebig, und räumte der hölzernen Charlotte eben die Wohnung ein, die er der Geliebten von Fleisch und Blut auf dem Schlosse zugedacht hatte. Die nämlichen Kleider, welche sie getragen hatte, und in deren Besitz zu kommen, er sich alle Mühe gab, zog er nun eigenhändig täglich der Figur an, heute dieß, morgen ein anderes, und an festlichen Tagen schmückte er sie auf das prächtigste. Die Figur saß an einem Tischchen, und der Marquis gab ihr bald diese, bald jene Attitüde; jetzt zupfte sie Gold, oder hielt ein Buch in den Händen, und schien zu lesen; oft gab er ihr eine nachdenkende Stellung, zuweilen ließ er sie ein niedliches Briefchen schreiben. Manchmal besah sie sich im Spiegel, und nicht selten war sie mit Stricken beschäftigt. Zuweilen lag sie nachlässig hingestreckt auf dem Sopha, und an schönen

Tagen stand sie am Fenster. — Stundenlang verweilte der Marquis bei seinem Idol, und betrachtete die theure Charlotte mit unverrücktem Blicke. Selbst dann, wenn er Besuch bekam, hieng er seiner Schwachheit nach, und führte die Besuchenden auf die Zimmer seiner Gemahlinn. Des Abends entkleidete er die Figur, zog ihr einen Nachthabit an, setzte sich mit derselben auf den Sopha, legte ihre Hand in die seine, und ruhte auf ihrem Busen. Sie hatte ihr eigenes Bett, und um die Schlafstunde mußten zwei Aufwärterinnen, welche er bloß dazu hielt, erscheinen, und ihre leblose Gebieterin schlafen legen. Mit einem Kusse entfernte sich jetzt der Marquis, und gieng auf sein Zimmer. Um 9 Uhr früh kamen die Aufwärterinnen wieder, hoben Charlotten aus dem Bette, setzten sie auf den Sopha, machten Ordnung in den Zimmern, und brachten das Frühstück, welches der Marquis, nachdem er die Statue zärtlich umarmt hatte, an der Seite derselben einnahm. Hierauf zog er sie wieder nach seinem Geschmacke an, und gab ihr eine ihm beliebige Stellung. Er speis'te in ihrer Gesellschaft, schrieb, las, und verrichtete mit Einem Worte alle seine Geschäfte auf Charlottens Zimmer.

An ihrem Geburts- und Namenstage hielt sich der Marquis bei seiner Figur von früh Morgens

bis spät Abends auf, und alle Domestiken mußten in Galla erscheinen. An ihrem Sterbetage kleidete sich der treue Liebhaber schwarz; schwarz gieng auch jeder, der auf dem Schlosse wohnte; nur die Figur war in einen weißen Schleier gehüllt.

Neunzehn Jahr hindurch beobachtete er täglich diese sonderbare Liebelei, und verordnete kurz vor seinem Tode, daß die Figur, gleich nach seinem Absterben, als eine Todte gekleidet, in einen Sarg gelegt, und zur Erde bestattet werden solle, während daß man seinen eigenen Leichnam in der Gruft, wo die wirkliche Charlotte lag, beisetze. — Den beiden Aufwärterinnen versicherte er eine lebenslängliche Pension, und vermachte ihnen alle die Kleider, welche die Figur getragen hatte, deren eine nicht unbeträchtliche Anzahl vorhanden war — denn mit jedem Vierteljahre bekam die Statue ein neues Kleid nach der herrschenden Mode. —

Diese Schwachheit ausgenommen, war der Marquis ein sehr vernünftiger Mann. Jederman verweilte gern in seiner Gesellschaft. Seine Unterthanen hatten an ihm keinen gestrengen Herrn, sondern einen für ihr Wohl zärtlich besorgten Vater. Tausend Augen weinten an seinem Grabe; tausend Segnungen begleiteten ihn in die Ewigkeit. Seine Dienerschaft war trostlos, als er starb, obgleich jeder an äußern Glücksgütern bei seinem Tode ge-

wonnen hatte; denn er bedachte im Testament jeden väterlich. Sein Erbe ließ ihm ein Denkmal errichten, mit einer Inschrift, die auf seine Liebe zu Charlotten anspielte.

2) Farinelli, und sein musikliebender Schneider.

Als der berühmte Sänger Farinelli in Madrid war, brachte ihm eines Tages sein Schneider eine Rechnung von dreißig Dublonen. Er wollte sie bezahlen, aber der Mann wies das Geld zurück, und bat um Erlaubniß, eine Bitte vorzutragen, deren Erfüllung ihm unendlich lieber seyn würde. Farinelli forderte ihn auf, sie zu sagen. — „Singen Sie mir eine einzige Arie, und ich bin bezahlt." — Farinelli wurde über diese Zumuthung aufgebracht, aber der Schneider bat so angelegentlich — „Gut, (sagte Farinelli,) ich werde Ihr Verlangen erfüllen, aber mit der Bedingung, daß Sie dann auch ohne Widerrede thun, was ich verlangen werde." — Er versprach es. Farinelli sang statt Einer Arie drei, sang so schön und hinreißend, als er kaum vor dem königlichen Hofe gethan hatte. Der Schneider war außer

sich vor Entzücken, und beschwor den Sänger, ihm zu befehlen, was ihm nur gut dünke. „Wohl, (sagte Farinelli;) hier haben Sie statt Ihrer dreissig Dublonen sechszig. Nehmen Sie sie ohne Widerrede und gehn Sie!" —

3) Pompadour opfert eine Unschuld.

Ein berühmter Maler am französischen Hofe unter Ludwig XV. erhielt den Auftrag, in einem Zimmer der Königin eine heilige Familie zu malen, wobei er so wenig wie diese Fürstin ahnen konnte, daß die Frau v. Pompadour dadurch die Scene ihrer Ränke selbst in die innern Gemächer dieser so frommen Monarchin verlege. Er malte also nach dem schönsten Kinde, das ihm dazu vorgestellt wurde, eine sehr reizende Jungfrau Maria im Kreise ihrer Familie. Als der König, auf Veranstaltung der Fr. v. Pompadour, das Bild sah, merkte er gleich, daß diese Figur das Portrait einer lebenden Person war, und konnte sein Verlangen nach dieser nicht unterdrücken; worauf denn der von allem unterrichtete Lougnac, Neffe der Frau v. Pompadour, sich erbot, ihm das Original dieser Heiligen zu verschaffen. Dies war ein

zwölfjähriges Mädchen, eine himmlische Gestalt, die Tochter eines Irländischen Edelmanns, der sich während der Unruhen in seinem Vaterlande nach Frankreich geflüchtet hatte. Nun kam es darauf an, dies Kind seiner Mutter zu rauben. Der Kammerdiener Le Bel und Lougnac ersannen deshalb ein leicht zu glaubendes Mährchen. Sie überredeten die Mutter, die ihre Tochter über alles liebte, daß diese bei dem Malen das Glück gehabt habe, einer vornehmen Dame am Hofe der Königinn zu gefallen; man versicherte ihr, daß diese Dame durch ihre große Frömmigkeit ganz das Vertrauen der gottesfürchtigen Monarchin besitze, dabei sehr reich sey, und keine Kinder hätte; daß also das kleinste Glück, was ihrem Kinde bevorstände, die Erziehung bei Hofe unter den Augen der Königin seyn würde, von der sie sodann gewiß eine Aussteuer zu erwarten hätte. Welches mütterliche Herz ließe sich nicht durch solche Anlockungen hinreißen? Frau von *** führte selbst ihre Tochter zu der Dame, die man ihr, als die Vertraute der Königin, anzeigte, und brachte den Tag bei ihr zu; indem sie von Dank gegen die Vorsehung überfloß, die ihrem Lieblinge so gnädig gewesen war.

Nach dem Mittagsessen vermochte man die unglückliche Mutter, unter dem Vorwande, zu se-

hen, wie ihre Tochter die Trennung von ihr ertragen würde, sich auf eine kurze Zeit zu entfernen. Auf diesen Augenblick hatte der in die arglistigsten Ränke eingeweihte Le Bel bloß gewartet; jetzt nahm er das Kind und führte es nach einem aus vielen Zimmern bestehenden Appartement, das er in einem Pavillon des Pallastes der Thuillerien zu seiner Disposition hatte. Hier war das Depot der Kinder, die er zum Vergnügen des Königs in dem Garten des Pallastes auszuwählen beschäftigt war. Als daher die Mutter zu der Wohnung der angeblichen Hof-Dame der Königinn zurückkam, fand sie weder diese Dame, noch ihre Tochter, noch Lougnac, noch Le Bel, wohl aber eine fest verschlossene Thür. Vergebens war ihr Geschrei, so wie ihre Drohung und ihre Verzweiflung, worin sie Himmel und Erde zur Rache eines solchen Verbrechens aufrief. Hierauf erschien eine ihr unbekannte vornehme Person, und sagte, daß sich ihre Tochter an einem Orte befände, wo kein Aufsuchen statt hätte, und wo auch keine Polizei-Beamten hinkommen dürften. Endlich sagte man ihr, der König selbst sey derjenige, dem ihre Tochter das Glück gehabt habe, zu gefallen; wodurch denn vollends die Verzweiflung der guten Mutter aufs Höchste stieg.

Man weiß alle diese Umstände aus dem Mun-

de der damals handelnden Personen. Das Kind seiner Seits, voller Unruhe und trostlos in seiner neuen Lage, von der Mutter getrennt, wurde davon so angegriffen, daß es schon am folgenden Morgen ganz entstellt war. Man sagte dem Könige, um ihn von ihr zurückzuhalten, daß sie sich tödtlich krank befinde, ja man war eines Tages schon entschlossen, sie zu ihrer Mutter zurückzuschicken, zu welcher sie unaufhörlich von ihren Aufwärterinnen und Hütern hingebracht zu werden verlangte. Endlich brachte man es durch Kleinodien, Schmeicheleien, und besonders durch das Versprechen, ihr bei einem ruhigen Betragen die Mutter wieder zu verschaffen, dahin, sie zu besänftigen, so daß man sie dem Könige vorstellen konnte. Dieser wurde von der seltnen Schönheit dieses Kindes und von dessen unschuldigem Benehmen ganz bezaubert, so daß er zu Le Bel sagte: „Ich werde sie, so lange als ich lebe, behalten.“ Indeß führte er sie im obern Theile des Schlosses in besondre kleine Zimmer, wo er zu drechseln gewohnt war.

Wenn er nach Trianon gieng, mußte sie Le Bel nach einem Hause in der Straße Satori führen, wo sie jedoch kein Auge sehen durfte; denn des Königs Eifersucht auf sie war außerordentlich. Nach fünf Monaten war sie schwanger; allein ein

Fall über einen Feuerschirm verursachte ihre unzeitige Niederkunft. Der König, dem sie täglich lieber wurde, war ausser sich vor Schmerz; so daß die Frau v. Pompadour, die alles was vorgieng durch ihren Verwandten Lougnac und durch Le Bel erfuhr, unruhig darüber wurde. Sie suchte daher Mittel, dieses Vergnügen des Königs zu vereiteln, und glaubte, es durch die Vorschiebung andrer Maitressen gerade dann am besten thun zu können, als dies kleine, jetzt funfzehn Jahr alte, Fräulein abermals schwanger und krank wurde. Sie kam mit einer Tochter nieder, die ihr aber schon am Tage der Geburt entrissen wurde, um heimlich erzogen zu werden.

Die Frau v. Pompadour benutzte die Krankheit und Entfernung der jungen Person vom Könige, um sie zu verheirathen. Sie gab ihr daher in ihrem funfzehnten Jahre den Herrn v. M*** zum Manne, mit dem sie nach der Provinz ging. Der König, der drei Jahr lang mit ihr vergnügt zugebracht hatte, erinnerte sich ihrer, und wünschte seine alten Verbindungen mit ihr zu erneuern; sie aber, getreu ihren Pflichten, als Mutter und Gattin, war klug genug, sich vom Hofe entfernt zu halten.

Der Geschmack dieses Königs an Vergnügungen mit jungen Mädchen, den die Frau

v. Pompadour ihm eingeflößt hatte, hörte nur mit seinem Leben auf. Die Anzahl dieser Mädchen häufte sich endlich so sehr, daß besondre Verfügungen nothwendig wurden, um das Mitwissen des Publikums darüber einzuschränken. Die Herren v. Sartine und Bertin allein wußten die Zahl der daher entsprungenen königlichen Kinder, und was sie dem Staate kosteten. Anfangs erzog man sie in Collegien, oder in Klöstern, wobei man sorgfältig bemüht war, sie in der Unwissenheit ihres Ursprungs zu erhalten, und diesen Umstand auch dem Publikum zu verbergen. Sie wurden für Kinder sehr reicher Amerikaner ausgegeben, die man zur Erziehung nach Frankreich geschickt hätte. Was die Mütter betraf, so blieben sie in einer gänzlichen Unwissenheit, was aus ihren Kindern geworden wäre; indeß sahen diese Kinder alle, fast ohne Ausnahme, ihrem Vater so ähnlich, daß man sich bemühte, dies Phänomen physisch zu erklären. Man versichert, daß dies von dem Bourbonschen Geschlecht herrühre, das hierin, so wie das Geschlecht des Oesterreichischen Hauses, eine Eigenheit hat, da ihr Blut nicht wie bei andern Menschen vermischt worden ist. Auf diese Weise bleibt ein Bourbon allenthalben mit Nase und Mund, so wie ein österreichischer Prinz mit seiner Leopolds-Lippe, unverkennbar. Dieß wird auch durch

folgenden Zug bestätigt. Als der Kaiser Joseph die Carthause zu Dijon besah, öffnete man, ihm zu Ehren, die Gräber seiner Vorfahren, der alten Herzoge von Bourgogne, deren Körper, da sie in sehr trocknen, weissen marmornen Grabmählern, an einem sehr gesunden Orte aufbewahrt waren, man sehr wohl erhalten fand. Sobald der Kaiser die Lippe gewahr wurde, rief er aus: „Hier sieht man, wo wir unsre Lippen her haben!“

Daher kam es denn, daß alle Kinder Ludwigs XV. ihrem Vater so ähnelten, daß es sehr schwer war, ihren Ursprung zu verbergen. Man sah, daß diese königlichen Kinder, so sehr man sie auch immer versetzen mochte, von ihren Genossen in den Collegien sofort erkannt wurden; ein Umstand, der sie denn sehr stolz und eitel machte. War ihre Erziehung vollendet, so wurden die Söhne bei der Armee angestellt, oder dem geistlichen Stande gewidmet. Die Töchter wurden in Klöstern erzogen, wo sie hernach zu Nonnen gemacht, oder so wie es mit ihren Müttern geschah, mit einer hinreichenden Aussteuer verheirathet wurden. Was das Kind betrifft, welches Ludwig XV., wie oben bemerkt, mit dem Fräulein v. *** erzeugt hatte, so wurde es wie die andern, ohne das geringste Mitwissen ihrer Mutter, erzogen. Diese bot alles auf, um von ihrer Tochter etwas zu hören, bis sie

erfuhr, daß sie sich in Paris in einem Kloster in der Poststraße als Kostgängerin befinde. Wie aber sollte man in dies unzugangbare Gebäude dringen, wo die Superiorin das Geheimniß des Königs wußte? Die Mutter fand dazu ein Mittel: sie hatte noch eine dreijährige in ihrer Ehe erzeugte Tochter, um deren Aufnahme sie die Superiorin ersuchte. Hierdurch erlangte sie Gelegenheit, das Kloster oft zu besuchen, und die Aussicht, nebst ihrer kleinen Tochter auch die größere, unbekannte zu umarmen.

Die Natur selbst begünstigte die Mutter. Die größere, funfzehn Jahr alte, Tochter gewann die kleine dreijährige Schwester außerordentlich lieb, welches nachher eine neue Quelle angenehmer Empfindungen, sowohl für die Kinder, als für die zärtliche Mutter wurde. Die Befehle des Hofes in Betreff der Geheimhaltung waren äußerst strenge; daher Frau von *** selbst die Kostgängerinnen nur im Vorübergehn sehn konnte. Sie wurde eine derselben gewahr, die vom Könige die braune Gesichtsfarbe, die schönen Augen, und auch sein Lächeln hatte; hierzu kam die Nase der Bourbons, der majestätische Gang des Königs, seine Figur und sein Anstand; und so war es ihr nicht schwer, unter allen Kostgängerinnen die Tochter Ludwigs XV.

zu unterscheiden, wobei ihre mütterlichen Thränen flossen.

Es gelang ihr endlich, ins Kloster selbst zu dringen, und in der Zelle einer Nonne mit ihren beiden Töchtern zu Mittag zu essen. Die älteste überhäufte ihre jüngste Schwester, die sie als solche noch nicht kannte, mit Liebkosungen, die mit mütterlicher Zärtlichkeit erwidert wurden. Mademoiselle de St. André, — der Name, welchen man der Königs-Tochter beigelegt hatte — empfand einen natürlichen Instinct, wurde bewegt, und sagte zu ihrer Mutter: „Madame! So lange ich denken kann, suche ich meine Mutter; nie aber hat es mir glücken wollen, etwas von ihr zu erfahren. Wie glücklich sind meine Freundinnen und Gefährtinnen hier im Kloster, die eine Mutter haben, und von ihr geliebt werden!"

Die Frau von M***, die über ihre Tochter keine Zweifel mehr hatte, wurde jedoch durch die strengen Befehle des Königs zurückgehalten; sie besorgte, Aufsehn zu erregen, und fürchtete über alles, neue, auf eine ewige Trennung abzweckende, Befehle; daher hatte sie den Muth, die Stimme der Klugheit zu hören, und die stark aufgeregten mütterlichen Empfindungen zu unterdrücken. Mademoiselle de St. André fuhr indeß mit ihren Ausrufungen fort: „Ich klage, aber ich täusche

mich. Es ist nicht wahr, daß mir eine Mutter fehlt. Ich habe eine; meine Freundschaft für Sie, Ihre Achtung für mich, unerklärliche innere Bewegungen, die ich empfinde, wenn ich Sie sehe, alles sagt mir, daß Sie meine Mutter sind! Ja! Sie sind meine Mutter — — (wiederhohlte sie schluchzend, — —) und ich will keine andre." — Hierauf fielen die Mutter und beide Töchter einander in die Arme, und vermischten ihre Thränen.

Diese rührende Scene blieb nicht verborgen. Der Vormund von Mademoiselle de St. André, Namens Jaunt und M. Bertin wurden bald davon unterrichtet; auch der König erfuhr sie, und es ergiengen drohende Befehle, Mutter und Tochter von einander getrennt zu erhalten.

Die Letztre heirathete nachher den M. de ***.

4) Pascal, ein Beispiel früher Verstandesreife.

Blasius Pascal, der Sohn eines Parlements-Präsidenten zu Clermont in Auvergne, äußerte schon in seiner zartesten Jugend ganz außerordentliche Fähigkeiten. Besonders hatte ihn

die

die Natur mit einer ungewöhnlichen Neigung für alles, was anhaltendes Nachdenken erfordert, ausgerüstet. Dieses bewog den Vater, der ihn selbst unterrichtete, ihm die Mathematik so viel als möglich unbekannt zu lassen; denn er besorgte, der Eifer, mit dem sein Sohn dieselbe treiben würde, möchte ihn von der Erlernung der übrigen Wissenschaften und der Sprachen abhalten. In dieser Absicht verschloß er alle Bücher, die dieselbe zum Gegenstande hatten, und enthielt sich sogar, davon in Gegenwart seines Sohnes mit Jemand zu sprechen. Aber eben diese Vorsicht machte die Neugierde desselben immer reger. Auf das flehentlichste bat er seinen Vater, ihm doch einigen Unterricht in dieser Wissenschaft zu ertheilen, oder ihm doch wenigstens zu erklären, womit sie sich eigentlich beschäftige Da sagte ihm denn endlich sein Vater, sie lehre, richtige Figuren zeichnen, und die Verhältnisse unter denselben finden. Zugleich verbot er ihm alle Beschäftigung mit derselben. Allein die Beobachtung dieses Befehls war für den jungen Pascal unmöglich. Seit der Zeit dachte er dieser allgemeinen Erklärung beständig nach. Alle seine müßigen Stunden brachte er allein in einem Saale zu. Hier ergriff er eine Kohle, und zeichnete mit derselben Figuren auf die Backsteine des Fußbodens. Sodann bemühete er sich, das Verhältniß zwischen

ihnen zu finden. Er wußte ihre rechten Namen nicht, und erfand daher selbst welche. Einen Cirkel nannte er ein Rundes, eine Linie eine Stange. Aus diesen Erklärungen folgerte er Lehrsätze, ging darauf zu Beweisen über, und kam auf diese Art von Einem Satze auf den andern.

Eben als er einst mit dieser Arbeit beschäftigt war, trat sein Vater in den Saal. Lange wurde ihn der junge Pascal nicht gewahr. Jener erstaunte eben so sehr, als dieser aus Furcht vor dem väterlichen Unwillen in Schrecken gerieth. Endlich fragte ihn der Vater, wie er auf alles dieses gekommen sey? Da ging er denn von Satz zu Satz wieder rückwärts und jener wurde über den Verstand seines Sohnes auf das innigste gerührt. Er verließ ihn, ohne ein Wort reden zu können, und eilte zu einem seiner Freunde, welcher große Einsichten in der Mathematik besaß. Dieser rieth ihm, den Fähigkeiten seines Sohnes nicht ferner Gewalt anzuthun.

Der alte Pascal gab hierauf seinem Sohne die mathematischen Anfangsgründe des Euklides in die Hände. Unerachtet seines zarten Alters las er dieses Buch mit einem viel größern Vergnügen und mit weit mehr Aufmerksamkeit, als manches andre Kind von seinem Alter ein Feenmährchen liest. Er las es nicht nur ganz allein, sondern verstand

es auch, ohne daß ihm jemand etwas darin hätte erklären dürfen. Alle seine Erholungsstunden widmete er von der Zeit an der Erlernung der Mathematik. Die Wahrheit, die in dieser Wissenschaft herrscht, hatte einen ganz besondern Reiz für ihn. Er brachte es daher auch so weit darin, daß er noch vor seinem sechszehnten Jahre eine Abhandlung von den Kegelschnitten verfertigte, welche die einsichtsvollsten Männer seiner Zeit für eine der schönsten Früchte eines großen Verstandes erklärten.

5) Ein Floh zieht einen Elephanten fort.

Unter verschiedenen Wunderankündigungen der Unterhaltungs-Buden zu Paris befand sich im Jahre 1803 auch eine, die zu zeigen versprach, wie ein Floh mit einem Elephanten davonhüpfe und ihn hinter sich her schleppe, und wie ein Floh, dem eine metallne Kugel mit einer goldnen Kette an den Fuß befestigt worden, lustig damit hin und her hüpfe. Alles das war nicht erlogen. Es hatte sich wirklich ein Mensch die ungeheure Mühe gegeben, Elephanten, Wagen, Ketten u. s. w. von Gold so

fein zu verfertigen, und dem Floh Fesseln anzulegen.

6) Der lächerliche Duell der Gräfinn Ulefeld.

Als die Gräfinn Ulefeld mit ihrem Gemahle in dem Schlosse Hammershuus auf Bornholm gefangen saß, gab ihr der Commendant desselben zu verstehn, daß er sie für eine Summe von 50000 Thaler entfliehen lassen wolle. Unvermögend, eine solche Ranzion zu erlegen, versuchte sie, sich und ihren Gemahl selbst in Freiheit zu setzen, aber sie wurden auf der Flucht eingeholt, wieder eingekerkert und vor Gericht gestellt. Hier beschuldigte der Commendant die Gräfinn, daß sie ihn mit 20000 Thaler habe bestechen wollen; sie erinnerte ihn dagegen, daß er selbst sich für 50000 feil geboten habe. Dies setzte ihn in eine solche Wuth, daß er nach dem Degen griff. Die Gräfinn aber zog sogleich eine Haarnadel aus ihrem Kopfputze und bat ihn um Verzeihung, daß sie, als ein Frauenzimmer sich mit keinem andern Gewehr ihm entgegenstellen könne. Der Commendant schlug beschämt die Augen nieder.

7) Testament eines Rechenmeisters.

Ein Rechenmeister zu Strasburg hinterließ ein Testament, in welchem er Folgendes erzählt und verordnet:

„Mein vielgeehrter Großvater unterrichtete mich im Schreiben und Rechnen. Als ich kaum acht Jahr alt war, bewies er mir einst, daß, wenn man die Interessen zum Capital schlage, sich dasselbe in hundert Jahren um hundertunddreißigmal vermehrt habe. Die Aufmerksamkeit, mit welcher ich ihm zuhörte, schien dem alten Manne zu gefallen; er zog plötzlich 24 Livres aus seiner Tasche und sagte mit einem Enthusiasmus, der mir noch jetzt vor Augen schwebt: „„Mein Kind! erinnere dich, so lange du lebst, daß mit Oeconomie und Rechenkunst dem Menschen nichts unmöglich ist. Hier schenke ich dir 24 Livres, trage sie zu meinem Freunde, dem Kaufmanne, der, aus Gefälligkeit für mich, sie in seinen Handel nehmen wird. Jährlich sollst du die Interessen dazuschlagen, und dann einst bei deinem Tode für die Ruhe deiner und meiner Seele eine fromme Stiftung gründen.““

Ich habe seinem Befehle gehorcht. Aus den 24 Livres sind seit jener Zeit (in 62 Jahren) 500 geworden, die ich, Kraft dieses, in fünf gleiche

Theile dividire, und verordne, daß sie, gleich der Stammsumme meines Großvaters, immerfort multiplicirt werden sollen, jedoch so, daß alle hundert Jahr ein Fünftheil gehoben und angewendet werde. Das erste Fünftheil wird in hundert Jahren betragen 13,000 Livres, für welche ein Morast urbar gemacht werden soll, der neben meinem Geburtsdorfe liegt. — Hundert Jahr später wird das zweite Fünftheil eine Million und siebenmalhunderttausend Livres betragen; von dieser Summe sollen achtzig Preise gestiftet werden, zur Aufmunterung der Wissenschaften, des Ackerbaues u. s. w. — Hundert Jahr später ist das dritte Fünftheil bis zu zweihundert und zwanzig Millionen angewachsen. Hiervon sollen im ganzen Reiche hundert patriotische Leihhäuser angelegt werden, welche jedem fleißigen und redlichen Bürger ohne Interessen Vorschüsse machen. Ferner soll man in den vornehmsten Städten 12 Museen und 12 öffentliche Bibliotheken gründen. Jede derselben soll 100,000 Livres jährliche Renten haben, um 40 verdienstvolle Gelehrte zu unterhalten. — Hundert Jahr später wird das vierte Fünftheil dreißig Milliarden betragen. Hiervon sollen hundert neue Städte gebauet, und jede soll mit 150,000 Menschen bevölkert werden. Man könnte einwenden, daß in Europa nicht so vieles

baares Geld vorhanden sey; aber ich überlasse den Executoren meines Testaments, das Geld nach Belieben in Immobilia zu verwandeln.

Endlich das letzte Fünftheil wird nach Ablauf von 500 Jahren bis auf drei tausend neun hundert Milliarden gestiegen seyn. Hiervon sollen zuerst unsre eigenen Staatsschulden, und dann wenn es zureicht die Schulden der Engländer bezahlt werden, aus Dankbarkeit für Newton's schönes Werk, die Universal-Rechenkunst betitelt. Die Executoren des Testaments, sechs an der Zahl, sollen aus den redlichsten Männern gewählt werden, und jeder soll sterbend seinen Nachfolger ernennen. Für ihre Bemühung mögen sie bei Hebung des vierten Fünftheils, einen kleinen Bruch von 32 Millionen unter sich theilen."

Man sehe hieraus, welche Wunderdinge ein sparsamer Mann mit 24 Livres auszurichten vermag! Doch Scherz bei Seite! Bis auf einen gewissen Punct lassen diese riesenmäßigen Berechnungen sich allerdings realisiren. Das kann folgende Begebenheit beweisen.

Ein Richter zu Norwig starb im Jahre 1724. Er legirte in seinem Testamente 4000 Pf. Sterl., um sechszig Jahr lang, die Zinsen zum Capital geschlagen, benutzt und vermehrt zu werden, nach Ablauf der 60 Jahre aber eine Schule dafür zu

stiften, in welcher 120 Zöglinge unentgeltlich erzogen, gekleidet und gespeiset würden. Zu Executoren ernannte er einen Bischof und einige andre angesehene Personen. Im Monat Mai 1784 war der Termin abgelaufen; die vorhandene Summe betrug vier und siebenzig tausend Pfund Sterling, und die wohlthätige Schule ward wirklich gestiftet.

8) Ein Zweikampf mit der Zimmermanns-Säge.

Ein junger Irländer in Gravesand, der Offizier in der Miliz gewesen war und keinen geringen Begriff von seiner Wichtigkeit hatte, ging dort auf einen Ball. Ein Frauenzimmer gefiel ihm ganz vorzüglich, und er bat sie, mit ihm zu tanzen; sie schlug es erst höflich ab, und verweigerte es dann standhaft. Kurz darauf kam ein junger Mann auf den Ball, mit welchem das Mädchen sehr vertraut zu seyn schien, und mit dem sie tanzte. Der Irländer suchte Gelegenheit, diesen jungen Menschen bei Seite zu führen, und sich über den Schimpf zu beklagen, welchen ihm seine Freundin angethan habe. Dieser konnte nicht absehn, wie die Weigerung, mit einem ganz unbekannten Offi-

zier zu tanzen, als Beschimpfung ausgelegt werden könne? „Ich lege es so aus, (sagte der Irländer,) und da Sie die Parthei des Mädchens nehmen, so werden Sie ohne Zweifel bereit seyn, ihr Betragen zu vertheidigen: ich muß Sie um Genugthuung bitten.“ Man wechselte nach Gewohnheit Namen und Adressen. Den folgenden Morgen erhielt der junge Mensch, ein Schiffszimmermann, einen Brief von dem Irländer, worin er ihn ersuchte, sich an einem bestimmten Orte mit einem Secundanten zu stellen. Der Zimmermann nahm die Ausfoderung an. Den Irländer begleitete ein Fähndrich, den Zimmermann ein rüstiger junger Kerl, welcher sein erster Gesell war, und in seinen gewöhnlichen Arbeitskleidern, mit Schurzfell, einer Säge in der Hand, und einer Axt auf der Schulter erschien. Dieser unerwartete Aufzug machte den Lieutenant stutzen, welcher erklärte, er sey gekommen, um eine Ehrensache mit einem Gentleman abzuthun, besorge aber, daß er einen niedrigen Handwerksmann für einen solchen angesehen hätte; mithin erheische der erhaltene Schimpf keine Genugthuung, denn er möchte keinen Zimmermann erschießen. Aber der erbitterte Handwerksmann war nicht so leicht zu befriedigen; es war seine Schwester gewesen, die man beschimpft hatte, er hatte durch die Forderung Zeitverlust erlitten, und drang darauf, daß der Lieu-

tenant die Beschimpfung eingestehn, und eine Ehrenerklärung unterzeichnen solle, ehe er vom Platze ginge; im Fall er aber seine Pistole gegen ihn erhübe, so wolle er ihn gleich mit der Axt zu Boden schlagen und in Stücken sägen. Der entschlossene Ton des Zimmermanns und seines Gesellen jagte dem Lieutenant ein solches Schrecken ein, daß er die Ehrenerklärung unterzeichnete, welche denn in der ganzen Gegend umhergewiesen wurde. —

9) Benedict und sein Orden.

Kein Orden war jemals blühender, als der Orden der Benedictiner, deren Stifter i. J. 424. der heilige Benedictus war. Außer dem Titel eines Abts von Mont-Cassin nannte er sich einen Vicekaiser, Vicekanzler des Reichs in Italien, Kanzler des Königreichs beider Sicilien, Kanzler von Jerusalem und von Hungarn. Er besaß 300000 Thaler Einkünfte; überdieß 2 Fürstenthümer, 2 Herzogthümer, 20 Grafschaften, 25 Städte, 1400 Flecken, 250 Schlösser, 23 Seehäfen, 33 Inseln, 300 Ländereien, 200 Mühlen, und 662 Kirchen. Genebrand erzählt, daß es einst 37000 Abteien,

15000 Priorate und 15000 Nonnenklöster dieses Ordens gegeben habe.

10) Ausgezeichnete Rache eines Mahlers.

Ein Präsident in Petersburg hatte einen fremden Mahler sehr beleidigt. Dieser beschloß, sich zu rächen, und um es desto empfindlicher thun zu können, verbarg er seinen Unwillen durchaus, und setzte seine Besuche im Hause des Präsidenten nach wie vor fort. Während dieser Zeit machte er den Präsidenten öfters auf die schlechten Stellungen in Gemählden aufmerksam, und versicherte, daß dies blos daher käme, weil die Mahler gewöhnlich den Kopf zuerst mahlten, dahingegen die Stellung und Haltung ungleich besser geriethe, wenn die ganze Figur zwar leicht hingezeichnet, aber mit dem Ausmahlen der Anfang von den Füßen gemacht würde. Diese Idee wußte er mit so vielen scheinbaren Gründen zu unterstützen, und die Wirkung, welche ein so gearbeitetes Gemälde machen müsse, so herauszustreichen, daß der schwache Präsident sich entschloß, sich selbst auf diese Art mahlen zu lassen. Der Mahler machte die ganze Figur von unten auf mit vielem Fleiße fertig, hatte aber in-

dessen alle Vorkehrungen zu seiner Abreise gemacht; und als er bis an das Kinn gekommen war, bat er den Präsidenten, unter einem dringenden Vorwande, ihm zu erlauben, daß er einige Tage die Arbeit aussetzen dürfe. Unterdessen stand das Bild, so wie es war, in einem Zimmer, wo jeder, der dem Präsidenten seinen Besuch machte, es sah. Da die Stellung wirklich gut gerathen war, so zeigte es der Präsident einem jeden mit vielem Wohlgefallen, und wiederhohlte dabei alle die Gründe, welche ihm der Mahler für diese Methode angegeben hatte. Endlich verbreitete sich das Gerücht, der Mahler sey abgereiset; nun ward der Präsident die Bosheit desselben inne, und ließ das Bild zerstören; aber in ganz Petersburg sagte man laut: der fremde Mahler habe den Präsidenten am besten getroffen; denn er habe ihn ohne Kopf gemahlt.

11) Die Pulververschwörung, nach Hume.

Die Katholiken in England versprachen sich bei Jacobs I. Thronbesteigung einen besondern Schutz; theils als von einem Sohne der unglücklichen Maria Stuart, die eine eifrige Katholikin ge-

wesen war, und ihr Leben für die Sache ihrer Religion aufgeopfert hatte; theils weil er selbst in seiner frühen Jugend für sie einige Partheilichkeit zu erkennen gegeben hatte. Man will sogar behaupten, daß Jacob ihnen wirklich die Hoffnung gemacht habe, ihre Religion zu dulden, und derselben besondre Freiheiten zu ertheilen, sobald er auf den englischen Thron gelangt seyn würde. Allein entweder hatte ihre Leichtgläubigkeit einige verbindliche Ausdrücke des Königs zu ihrem Vortheil ausgelegt, oder er hatte diesen Kunstgriff blos in der Absicht gebraucht, um sie auf seine Seite zu bringen. Sie entdeckten ihren Irrthum bald, und geriethen auf einmal in Erstaunen und Wuth, da sie sahn, daß Jacob bei allen Gelegenheiten seine Absicht zu erkennen gab, die wider sie gegebenen Gesetze auf das pünktlichste zu vollstrecken, und mit der ganzen Strenge, die seine Vorgängerin, die Königinn Elisabeth, gegen sie gebraucht hatte, zu verfahren. Catesby, ein Mann, der viel Verstand besaß und aus einer alten Familie war, sann zuerst auf eine außerordentliche Art von Rache, und eröffnete sein Vorhaben einem Bekannten, der Piercy hieß. In einer von ihren Unterredungen, die den traurigen Zustand der Katholiken betrafen, gerieth Piercy in vollen Eifer und sprach von Ermordung des Königs. Catesby ergriff diese Gelegen-

heit, ihm einen größern Plan von Verrätherei zu entdecken, wodurch sie sich nicht nur eine sichre Rache, sondern auch die Hoffnung verschaffen könnten, die katholische Religion in England wieder in Aufnahme zu bringen. „Umsonst (sagte er,) würdet ihr dem Könige das Leben nehmen; er hat Kinder, die seine Krone und seine Art zu regieren zugleich erben würden. Umsonst würdet ihr die ganze königliche Familie ausrotten. Der hohe und niedre Adel, das Parlement, alles ist von einer gleichen Ketzerei angesteckt, und sie könnten einen andern Fürsten und eine andre Familie auf den Thron erheben, die, außer dem Hasse gegen unsre Religion, auch noch vor Begierde brennen würden, den Tod ihrer Vorfahren zu rächen. Wenn wir etwas zu unserm Vortheile thun wollen, so müssen wir auf Einen Streich den König, die königliche Familie, die Lords und die Gemeinen vertilgen, und alle unsre Feinde unter gemeinschaftlichen Ruinen begraben. Zu unserm Glücke versammeln sie sich alle an dem ersten Tage jeder Parlementssitzung, und geben uns Gelegenheit zu einer ehrenvollen und vortheilhaften Rache. Wir werden keine große Zubereitungen nöthig haben. Wenige von uns können unter dem Hause, wo sie zusammenkommen, eine Mine anlegen, und in dem Augenblicke, da der König zu beiden Häusern

redet, diese vorsätzlichen Feinde aller Gottesfurcht und Religion der Vernichtung überliefern. Indessen wollen wir selbst von ferne stehn, sicher und unverdächtig triumphirend über das Glück, die Werkzeuge des göttlichen Zorns zu seyn. Mit Vergnügen wollen wir diese Mauern, an denen man die Edicte wegen der Verbannung unsrer Religion und der Hinrichtung ihrer Bekenner ausstellte, zersprengen sehn, wenn indessen jene Ruchlosen, vielleicht mit neuen Verfolgungsplänen gegen uns beschäftigt, in Flammen emporsteigen, und dann wieder in Flammen herabstürzen werden, um darin die Qualen zu leiden, die ihre Unthaten verdienen."

Piercy billigte den Entwurf des Catesby sehr. Sie beredeten sich, noch einigen Wenigen Nachricht davon zu geben, und unter andern einem gewissen Thomas Winter, durch den sie einen in spanischen Diensten stehenden Offizier, Namens Fawkes, dessen Eifer und Herzhaftigkeit sie alle sehr wohl kannten, aufsuchen ließen. Sie verbanden sich untereinander durch einen feierlichen Eid zur Verschwiegenheit, und machten sich über ihr grausames Vorhaben nicht das mindeste Bedenken. Einige wandten zwar ein, daß viele Katholiken, als Zuschauer, als Begleiter des Königs, als Mitglieder des Hauses der Pairs zugegen seyn würden;

aber Tesmond, ein Jesuit, und Garnet, der Oberste dieses Ordens in England, räumten diese Einwendungen bald aus dem Wege; indem sie zeigten, wie sehr die Vortheile der Religion es verlangten, daß hier die Unschuldigen mit den Schuldigen aufgeopfert würden.

Alles dieses gieng im Frühlinge und Sommer des Jahres 1604 vor. Die Verschwornen miethten in Piercy's Namen ein Haus, das an dasjenige stieß, worin sich das Parlement versammelte. Gegen das Ende dieses Jahrs fingen sie ihre Operationen an, und setzten sie unaufhörlich fort. Unbeweglich in ihrem Vorhaben, und angetrieben von Eifer und von der Aufmunterung, die sie sich einander selbst gaben, schätzten sie das Leben selbst für nichts in Vergleichung mit dem Unglück, ihr Vorhaben mislingen zu sehn. Außer den Werkzeugen, die sie zu ihrer Arbeit nöthig hatten, nahmen sie auch Gewehr mit sich, und faßten den Entschluß, im Fall der Entdeckung sich selbst das Leben zu nehmen. Ihre Unverdrossenheit beförderte ihre Arbeit. Sie hatten die Mauer bald durchbohrt, ungeachtet sie drei Ellen dick war. Da sie der andern Seite immer näher kamen, so erschraken sie über ein Geräusch, das sie vernahmen, und wovon sie die Ursache nicht einsehen konnten. Sie erkundigten sich, und fanden, daß es aus einem

Gewöl-

Gewölbe unter dem Hause der Lords herkäme, daß daselbst ein Magazin von Steinkohlen befindlich wäre, und daß, sobald die Kohlen verkauft seyn würden, das Gewölbe an den Meistbietenden vermiethet werden solle. Diese Gelegenheit wurde denn auch benutzt. Piercy miethete das Gewölbe und schaffte sechsunddreißig Tonnen Pulver hinein, die er mit Holzbündeln bedeckte. Die Thüren des Gewölbes ließ er offen stehn, und der Zutritt stand jedermann so frei, als wenn nichts Gefährliches darin gewesen wäre.

Einer glücklichen Ausführung gewiß, sahn sie nunmehr weiter hinaus, und entwarfen den übrigen Theil ihres Plans. Die Anwesenheit des Königs, der Königinn und des Prinzen von Wallis wurde bei Eröffnung des Parlements in London erwartet. Weil man vermuthen konnte, daß der Letztre wegen seines zarten Alters nicht im Parlement erscheinen würde, so wurde beschlossen, daß Piercy sich der Person desselben versichern, nnd ihn umbringen solle. Die Prinzessinn Elisabeth, die ebenfalls noch ein Kind war, befand sich in Lord Harrington's Hause in Warwikshire. Sir Everard Digby, Rockwood und Grant, die zu den Verschwornen gehörten, sollten, unter dem Vorwande einer Jagd, ihre Freunde versammeln, sich der Prinzessinn bemächtigen, und sie sogleich zur

Königinn ausrufen. Sie waren von der Aussicht zu einer gewissen Rache so bezaubert, daß sie alle Sorge für ihre eigne Sicherheit vergaßen. Sie verließen sich auf die allgemeine Verwirrung, die aus einem so unerwarteten Vorfalle entspringen würde, und befürchteten nicht, daß die Wuth des Volks, von keiner Gewalt zurückgehalten, sich gegen sie kehren, und sich, was doch wahrscheinlicher war, durch einen allgemeinen Mord der Katholiken sättigen könnte.

Der so lange erwartete Tag, der zur Versammlung des Parlements bestimmt war, näherte sich nunmehr. Das schreckliche Geheimniß, woran über zwanzig Personen Theil hatten, war fast achtzehn Monathe hindurch verschwiegen geblieben. Keine Gewissensangst, kein Mitleiden, keine Furcht vor Strafe, keine Hoffnung der Belohnung, hatte bisher die Verschwornen bewegen können, ihr Vorhaben aufzugeben oder es zu entdecken. Eine heilige Wuth hatte in ihrer Brust alle andren Bewegungsgründe unterdrückt, und nichts als eine Unvorsichtigkeit, die sich auf abergläubische Vorurtheile gründete, vereitelte endlich das Unternehmen.

Zehn Tage vor der Zusammenkunft des Parlements erhielt Lord Monteagle, ein Katholik, nachfolgenden Brief von unbekannter Hand: „My-

lord! ich trage aus Liebe zu Ihnen und einigen Ihrer Freunde Sorge für Ihre Erhaltung. Ich rathe Ihnen also, wofern Ihnen Ihr Leben lieb ist, auf eine Entschuldigung zu denken, diesem Parlement nicht beiwohnen zu dürfen. Denn Gott und Menschen haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeiten zu strafen. Sehen Sie diese Warnung nicht gleichgültig an, sondern begeben Sie Sich auf Ihr Landgut, und erwarten Sie dort in Sicherheit den Ausgang. Obgleich nicht der geringste Schein einer Empörung vorhanden ist, so wird doch dieses Parlement einen schrecklichen Streich empfangen, und man wird nicht sehn, wer ihm denselben versetzt. Verachten Sie diesen Rath nicht, weil er ihnen nützen wird, und Ihnen auf keinen Fall schaden kann; denn die Gefahr wird eben so bald vorüber seyn, als Sie diesen Brief verbrennen. Ich hoffe, Sie werden von Gott die Gnade erhalten, einen guten Gebrauch davon zu machen, und ich empfehle Sie dem heiligen Schutze desselben."

Monteagle wußte nicht, was er aus diesem Briefe machen solle, und ob er gleich geneigt war, zu glauben, daß man habe einen Versuch machen wollen, ihn zu erschrecken, und lächerlich zu machen, so hielt er es doch für das sicherste, ihn dem Lord Salisbury, dem Staatssekretair, zu zeigen. Die-

ser fand es für gut, dem Könige davon sogleich Nachricht zu geben, der wenige Tage darauf in die Stadt kam. Dem Könige schien die Sache nicht unbedeutend zu seyn. Aus der ernsthaften Schreibart des Briefes schloß er, daß etwas Gefährliches und Wichtiges darunter verborgen liegen müsse. Ein erschrecklicher Streich, dessen Urheber verborgen seyn sollten, eine so plötzliche und so große Gefahr — alle diese Umstände schienen auf ein Vorhaben mit Pulver zu zielen, und es wurde für rathsam gehalten, alle Gewölber unter den Häusern des Parlements zu durchsuchen. Dieses Geschäft gehörte für den Grafen von Suffolk, Lord-Cammerherrn, welcher die Durchsuchung absichtlich bis den Tag vor der Zusammenkunft des Parlements aussetzte. Er bemerkte die aufgethürmten Holzbündel, welche in dem Gewölbe unter dem Oberhause lagen; und richtete seine Augen auf Fawkes, der in einem finstern Winkel stand, und sich für Piercy's Bedienten ausgab. Die Dreistigkeit und der unerschütterliche Muth, wodurch sich dieser Mitverschworne hervorthat, waren auf seinem Gesichte gezeichnet, und blieben von dem Grafen Suffolk nicht unbemerkt. Eine so große Menge Holz für jemand, der so wenig in der Stadt lebte, als Piercy, schien etwas Außerordentliches zu seyn.

Nach Ueberlegung aller Umstände wurde demnach beschlossen, eine genaue Untersuchung anzustellen. Um Mitternacht wurde Sir Thomas Knevet, ein Friedensrichter, mit einem hinlänglichen Gefolge dahin abgeschickt. Er fand Fawkes, der eben mit der völligen Zubereitung fertig war, vor der Thür des Gewölbes, ließ ihn sogleich festnehmen, suchte unter den Holzbündeln nach, und fand das Pulver. Die Lunte, und alles, was sonst zur Anzündung des Pulvers nöthig war, fand man in Fawkes's Taschen, der nun, da er sein Verbrechen entdeckt sah, und nur zu Trotz und Verzweiflung seine Zuflucht nehmen konnte, ungemein bereuete, daß er in dem Augenblick seiner Festnehmung das Pulver nicht noch angezündet habe, um durch den Tod seiner Feinde seinen eignen zu versüßen. Auch vor Gericht bezeigte er eine gleich unerschrockne Standhaftigkeit, vermischt mit Verachtung und Unwillen. Er weigerte sich schlechterdings, seine Mitschuldigen zu entdecken, und bezeigte über nichts als darüber Reue, daß ihm sein Vorhaben nicht gelungen war. Er blieb zwei bis drei Tage in dieser Hartnäckigkeit; aber nachdem er in den Tower gebracht worden war, und Zeit gehabt hatte, über sein Verbrechen und über das Unglück, worin er gerathen war, nachzudenken, überdies ihm auch mit

der Folter gedroht wurde, so entfiel ihm der Muth, und er entdeckte alle seine Mitschuldigen.

Obgleich Catesby, Piercy und die andern Verschwornen, die in London waren, von der Unruhe, die über den Brief an Lord Monteagle entstanden war, und von der Nachsuchung des Lord Suffolk gehört hatten: so blieben sie doch unbeweglich in ihrem Entschlusse, und gaben die Hoffnung eines erwünschten Ausgangs noch nicht auf, Da sie aber endlich erfuhren, daß Fawkes in Verhaft genommen war, so entwichen sie nach Warwikshire, wo Sir Everard Digby, der an dem guten Fortgange der Unternehmungen seiner Bundesgenossen nicht zweifelte, schon in Bereitschaft stand, sich der Prinzessinn Elisabeth zu versichern. Sie mußten auf ihre Vertheidigung gegen das Volk bedacht seyn, das auf Befehl des Sherif's von allen Seiten bewaffnet herzueilte. Die Anzahl der Verschwornen und ihres ganzen Anhangs hatte sich niemals über achtzig belaufen; und da sie sich von allen Seiten umringt sahn: so war für sie weiter keine Hoffnung übrig, weder zu entkommen, noch durch Gegenwehr etwas auszurichten. Sie bereiteten sich daher zu ihrem Tode; beschlossen aber, ihr Leben theuer zu verkaufen. Indeß auch dieser traurige Trost wurde ihnen nicht zu Theil. Das Pulver, welches sie bei sich hat-

ten, fing Feuer, und setzte sie außer Stand, sich zu vertheidigen. Das Volk stürzte auf sie los. Piercy und Catesby wurden von einem Schusse getödtet. Digby, Rockwood, Winter und andre, wurden ergriffen und gerichtlich verhört, gestanden ihr Verbrechen, und starben nebst Garnet durch die Hand des Henkers.

Der König sagte in der Rede, die er darauf an das Parlement hielt, daß, obgleich die Religion die Mitverschwornen zu einer so schwarzen That veranlaßt habe, dieses Verbrechen doch weder allen Katholiken zugerechnet, noch dafür gehalten werden dürfe, daß sie alle ähnlicher Grausamkeit fähig wären. Er würde, setzte er hinzu, sich durch diese Verschwörung nicht bewegen lassen, seinen Plan der Regierung zu ändern, und, indem er mit der einen Hand das Verbrechen bestrafe, würde er mit der andern die Unschuld beschützen.

12) Die Luftbetten.

So werden diejenigen Betten genannt, die statt der Federn mit Luft angefüllt sind Es werden dazu Säcke von weichem Leder, welches in Oel

getränkt ist, gebraucht, und die Nähte werden mit Streifen von gleichfalls geöltem Leder benäht und zusammengeleimt. In diese Säcke wird vermittelst eines angebrachten kleinen Instruments, durch eine Oeffnung, die auf und zu gemacht werden kann, Luft hineingepumpt, so daß man diese Betten hoch und niedrig machen kann, wie man will. Diejenigen, die sich solcher Betten bedient haben, versichern, außerordentlich weich und sanft darauf geschlafen zu haben. Nicht zu gedenken, daß man bei dem Gebrauche solcher Betten gegen ansteckende Krankheiten, denen man in den gewöhnlichen Federbetten so leicht ausgesetzt ist, gesichert bleibt, so würden sie auch besonders Reisenden den Vortheil gewähren, überall ein fertiges Bett zu finden, weil solche Ledersäcke, ohne das Gepäck merklich zu vermehren, leicht mitgeführt werden könnten. Daß die Luftbetten auch schon in alten Zeiten bekannt gewesen sind, ersieht man aus der Geschichte des römischen Kaisers Heliogabal, der im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung regierte. Dieser ließ, wenn er sich mit seinen Tischgästen eine Lust machen wollte, die ledernen Polster, worauf man bei Tische saß, vorher mit Luft füllen, und wenn die Gäste sich das Essen und Trinken am besten schmecken ließen, die Polster durch ein verborgnes Ventil unvermerkt öffnen, wovon die Folge war, daß

die Gäste auf einmal auf die Erde und übereinander fielen.

13) Eine Pension, die Folge einer feinen Wendung.

Ein verdienter französischer Offizier kam zum Kriegsminister und fragte ihn: „Monseigneur, was würden Sie thun, wenn Sie jemand ins Gesicht einen Schurken nennte?“ Der Minister sagte: „was thun? ihn bei Wasser und Brodt in die Bastille setzen lassen.“ — „Wohl, ich nenne Sie so, halten Sie nun aber auch Ihr Wort; denn ich habe kein Brodt!“ Die Folge war, daß der Minister durch diese originelle Wendung für ihn eingenommen wurde und ihm eine Pension verschaffte.

14) Starke Illusion bei einem Schauspiele.

Eine bejahrte Dame, die auf ihren Gütern lebte, hatte einen Sohn, der äußerst liederlich und

besonders dem Spiele ganz ergeben war. Sie verstieß ihn endlich, und, nach manchen traurigen Erfahrungen, wurde er Mitglied einer Schauspielergesellschaft. Es fügte sich, daß diese den Winter über in einer Stadt, die ihrem Wohnorte sehr nahe lag, spielte. Man erkannte ihren Sohn — und gab ihr Nachricht davon. Theils aus Neugierde, auch einmal einem Schauspiele beizuwohnen, und mehr noch aus Verlangen, ihren Sohn zu sehn, ging sie in das Komödienhaus. Es traf sich eben, daß man den Spieler, (ein Englisches Originalschauspiel) aufführte. Ihr Sohn hatte die Hauptrolle, des Beverley. — Bei der genauen Uebereinstimmung seiner Rolle und seines wirklichen Charakters, ging auch nach und nach die Theilnahme seiner Mutter, welcher ohnehin das Schauspiel etwas neues war, in die stärkste Illusion über. Bei jedem hervorstechenden Charakterzuge murmelte sie vor sich hin: „Er ists, er ists, wie er leibt und lebt — der Bube! — Der Nichtswürdige! Auch nicht um ein Haar hat der Junge sich gebessert!“ Je näher das Stück seiner Entwicklung kam, je lebhafter ward ihr Gefühl. Als endlich im fünften Act Beverley die Hand ausstreckte, sein Kind zu ermorden, würkte die Natur so heftig, daß sie laut aufschrie: „Halt, Unglücklicher! Bringe dein Kind nicht um — ich nehme es zu mir!“

15) Die Deserteure zur See.

Auf der Insel St. Helena, wo die ostindische Compagnie eine Niederlassung hat, wurden den 10ten Juny 1799 sechs Soldaten einig, auszutreten. Sie hießen Brown, Makinnow, Macquin, Brighouse, Parr und Conway. Erst wollten sie mit dem americanischen Schiffe Columbia davongehn, aber um keinen Verdacht zu erregen, schnitten sie sich lieber ein Wallfischboot aus dem Hafen los. Sie nahmen etwa 25 Pfund Zwieback, ein Fäßchen Wasser, und einen Compaß mit. Ein Quadrant, den ihnen der Capitain der Columbia geschenkt hatte, fiel ins Wasser. Weil sie großen Lärm auf der Insel hörten und sich für die Ursache davon hielten, mochten sie nicht bei dem Amerikaner bleiben, sondern wagten sich in die hohe See. Parr war ein guter Seemann, und versprach ihnen, sie nach der Insel Ascension zu steuern. Er bestimmte den Cours. Segel hatte man nicht, daher wurden die Schnupftücher dazu gebraucht. In den ersten Tagen hielten sie ein Tagebuch über den Lauf des Bootes. Sie hatten auch eine Seekarte. Den 18ten Juny meinte Parr, man müsse Ascension vorüber seyn, weil sie schon ihrer Rechnung nach an 800 Seemeilen von St. Helena wären. Sie zogen nun alle ihre

Hemden aus, und machten eine kleine Unterbinde, eine Art Segel, davon. Um sich warm zu halten, schnürten sie ihre Jacken und Unterkleider zusammen. Sie änderten ihren Lauf, in der Meinung, bald Rio de Janeiro in Brasilien zu erreichen. Sie hatten bereits nicht mehr als täglich eine Unze Brod und zwei Mund voll Wasser zu ihrer Nahrung. So segelten sie bis zum 26sten fort, wo alle Lebensmittel aufgezehrt waren. Den 27sten nahm Macquin ein Stück Bambusrohr in den Mund und kauete daran; die andern folgten dem Beispiele. Brown hatte in der folgenden Nacht die Wache und das Steueramt. Er erinnerte sich, gelesen zu haben, daß Leute in ihrer Lage ihre Schuhe gegessen hätten; er schnitt daher ein Stück von seinen ab, fand es aber so sehr mit Seewasser durchdrungen, daß es ungenießbar war; er nahm dann etwas von dem innern Leder, welches er theils selbst aß, theils seinen Unglücksgefährten gab, ob es gleich den Hunger nicht stillen wollte. Den 1sten July fing man einen Fisch. Alle fielen darüber auf ihre Knie und dankten Gott für seine Güte Man riß den Fisch, und hing ihn zum Trocknen auf. Nachmittags aß man einen Theil davon und erquickte sich damit. Der Fisch mußte vier Tage vorhalten. Parr, Brighouse, Conway und Brown thaten nun den

Vorschlag, das Boot zu durchlöchern und es zu Grunde gehn zu lassen; ihre Quaal würde so mit einemmahle aufhören: aber die andern beiden wollten nicht einwilligen; sie sagten, Gott hätte sie ins Daseyn gerufen er würde ihnen auch Nahrung geben. Tags darauf, den 5ten, trug Macquin darauf an, daß es besser seyn würde, zu loosen; wen das Loos träfe, der solle sterben, damit er den andern zur Nahrung dienen und sie dadurch am Leben erhalten möchte. Das wurde genehmigt. Parr war schon seit zwei Tagen am Fleckfieber krank, man ließ ihn deswegen nicht mit loosen, aber er schrieb die Loose und that sie in einen Hut. Jeder zog sein Loos mit zugemachten Augen und steckte es in die Tasche. Parr fragte, wessen Loos es sey, zu sterben? Keiner wuste schon, ob es ihn getroffen habe, aber jeder bat Gott, daß Er zum Tode bestimmt seyn möchte. Man entschied einstimmig, daß Nummer fünf sterben solle. Die Loose wurden entfaltet. Das Geschick bezeichnete Makinnow. Sie hatten ausgemacht, daß der, den das Loos träfe, sich verbluten solle. Zu dem Ende wurden Nägel aus dem Boote gezogen und scharf gemacht. Makinnow ritzte sich mit einem derselben an drei Orten, am Fuße, in der Hand und am Handgelenke. Er bat Gott, ihm seine Sünden zu vergeben, und starb ungefähr in einer

Viertelstunde. Ehe er noch kalt war, schnitt Brighouse mit einem dieser Nägel ein Stück aus der Lende des Entseelten, und hing es auf. Der Körper blieb im Boote. Nach etwa drei Stunden aßen alle davon, obwohl nur sehr wenig. Dies Stück reichte bis den 7ten. Man tauchte den Körper alle zwei Stunden ins Meer, damit er sich hielte. Parr fand ein Stück Schiefer im Boote, schärfte es und schnitt damit ein andres Stück aus der Lende. Brown, der in der folgenden Nacht die Wache hatte, sah, daß das Meerwasser seine Farbe veränderte, und schloß daher, man befinde sich nicht weit vom Lande. Wirklich sah man nach Tagesanbruch dieses deutlich, und schiffte darauf zu. Früh gegen 8 Uhr waren sie nahe daran. Eine furchtbare Brandung machte das Landen fast unmöglich; man wollte mit Einer Anstrengung durchdringen, aber aus Erschöpfung war man es nicht im Stande. Das Boot schlug bald um, Brown, Conway und Parr erreichten das Ufer; Macquin und Brighouse ertranken. Am Strande stand eine kleine Hütte. Ein Mann und eine Frau, die darin waren, sprachen Portugiesisch; Brown verstand diese Sprache und hörte, daß etwa drei Meilen davon ein Dorf, Belmont genannt, läge, und daß man in Brasilien sey. Der Mann meldete im Dorfe, die Franzosen wä-

ren gelandet. Etwa zwei Stunden darauf kamen der Gouverneur und ein Geistlicher, mit einigen bewaffneten Leuten, und machten Conway und Parr zu Gefangenen, banden ihnen Hände und Füße, befestigten sie an einen Bambusstock und führten sie fort. Brown war so schwach, daß man ihn einige Zeit in der Hütte lassen mußte, ehe man ihn weiter bringen konnte. Sobald der Gouverneur hörte, es wären Engländer, ließ er sie wieder frei, gab ihnen in seinem Hause drei Hangematten, nachdem er sie zuerst auf seinem eigenen Bette hatte liegen lassen, und reichte ihnen Milch und Reis. Da sie so lange nichts gegessen hatten, verhinderte sie eine Mundklemme, bis auf den 23sten, etwas zu sich zu nehmen. Endlich genasen sie und wurden dann nach St. Salvador geschaft, wo die Einwohner eine Subscription eröffneten, die für jeden 200 Pf. Sterl. betrug. Nachher schickte man sie nach Rio de Janeiro, von wo Conway und Parr nach Lissabon segelten, Brown aber nach allerlei Umwegen wieder nach St. Helena zurückkam, wo er die Geschichte seiner Leiden zu Protocoll gab, um die Soldaten der Besatzung vor einem ähnlichen Wagestücke zu warnen.

16) Der Kartoffelschmaus.

Von allen bekannten Gewächsen giebt es keines, welches auf eine so vielfache Art benutzt und zubereitet werden kann, als die Kartoffeln. Um dieses zu beweisen, gab vor einigen Jahren ein Chemiker zu Paris, Parmentier, ein großes Gastmahl, wobei sowohl die Gerichte, als auch die Weine und übrigen Getränke blos aus Kartoffeln bereitet waren. Es bestand aus folgenden Gerichten.

Erster Gang.

1. Zwei Suppen, die eine ganz von Kartoffeln und durchgeschlagen, die andre eine klare Brühe, worin Kartoffelbrod zergangen war.
2. Ein Kartoffelgericht à la marine.
3. Eine Schüssel Kartoffeln nach Art einer weißen Sauce.
4. Eine andre Schüssel Kartoffeln à la maitre d'hotel.
5. Braungebratne Kartoffeln.

Zweiter Gang.

1. Eine Kartoffel-Pastete.
2. Ein Gerösletes von Kartoffeln.
3. Ein Kartoffeln-Sallat.
4. Ein Pfannkuchen von Kartoffeln.
5. Ein andrer Kuchen von Kartoffeln.

Nachtisch.

1. Ein Kartoffeln-Käse.
2. Ein Compot von Kartoffeln.
3. Ein Teller mit Zuckerbrodt von Kartoffeln.
4. Eine Kartoffeln-Torte.
5. Eine Art Mehlkuchen von Kartoffeln.

Das Brodt bei der Mahlzeit war von zweierlei Art, eins von Kartoffeln mit Waizen vermengt, das andre ganz von Kartoffeln. Nach der Mahlzeit wurde Kartoffelnkaffee herumgereicht.

17) Lady Nord, die Häßliche.

Ein Fremder sah auf einem Balle Lady Nord, und fragte seinen Nachbar, den Lord Nord, den er nicht kannte, wer die Dame da wäre. „Es ist Lady Nord," bekam er zur Antwort. „Das ist ja eine auffallende Häßlichkeit," erwiderte der Fremde. „Ja — sagte Lord Nord — man hält uns durchgehends für das häßlichste Paar im ganzen Königreiche."

18) Foote's Beinabnahme.

Als dem berühmten englischen Schauspieler Foote ein Bein abgenommen werden mußte, rief er einigemal vor Ungeduld aus: „ist das Bein noch nicht ab?“ Der Operateur, ein mürrischer Mann, gab ihm zur Antwort, daß man hier nichts übereilen könne. „Nun, (sagte Foote halb ohnmächtig,) zürnen Sie nicht, Hr. Doktor! es ist das erstemal, daß mir ein Bein abgenommen wird; wenn die Sache wieder vorkommt, will ich mich schon besser benehmen.“ So verließen ihn auch bei seinen Schmerzen der Scherz und die Munterkeit nicht.

Nachher war er einst zur Weihnachtszeit auf eines Grafen Landgut, wo ihm das wenige Feuer bei der strengen Kälte sehr misfiel. Den dritten Tag machte er sich reisefertig, und als ihn der Wirth bat, doch noch länger zu bleiben, erwiderte er: „Nein, nein! Bliebe ich länger, so würde ich bald auf meinen Beinen nicht mehr stehn können.“ „Ey, (sagte jener,) wir trinken doch nicht zu viel.“ — — „Nicht das, (sagte Foote,) aber es ist so wenig Holz im Hause, daß ich fürchte, der Bediente nimmt den nächsten Morgen mein rechtes Bein, um damit einzuheizen.“

19) Der Held und eine Compagnie Geistlicher.

Der Abbé Boileau, ein Bruder des berühmten Dichters, sollte im Namen des Domkapituls zu Sens, bei welchem er Dechant war, den großen Condé, welcher durch diese Stadt reisete, mit einer Rede begrüßen. Der Prinz, dem es ein Vergnügen machte, wenn die Redner aus dem Concept kamen, sah den Dechant starr an, und hing den Kopf vorwärts nach ihm, als ob er ihn sehr genau zu hören suche, in der That aber nur, um ihn irre zu machen. Boileau, der die Absicht des Prinzen merkte, stellte sich ganz erschrocken, und fing seine Rede mit verstellter Furcht so an: „Monseigneur! Ew. Hoheit dürfen Sich nicht wundern, wenn Sie mich vor Ihren Augen an der Spitze einer kleinen Compagnie Geistlicher zittern sehn; denn ich würde selbst zittern, wenn ich an der Spitze einer Armee von 30,000 Mann vor Ihnen stände.“ Der Prinz fand diesen Anfang so schön, daß er ihn umarmte, und nicht weiter fortfahren ließ.

20) Der Hungertod in der Revolutions-Zeit zu Paris.

In den so gerühmten Tagen der französischen Revolution i. J. 1798, hatte ein alter Schuster in Paris das Unglück, daß ihm durch den Umsturz eines Wagens sein rechter Arm zerschmettert und es ihm daher unmöglich wurde, ferner zu arbeiten. Zwar befanden sich damals an allen Straßen-Ecken Comités der Wohlthätigkeit, aber die Mitglieder dieser Ausschüsse hatten andre Geschäfte; sie nahmen Gelder ein, verschmauften sie und hatten keine Zeit, an die Unglücklichen zu denken. Der arme Schuster bekam einen Gedanken, den er auch gleich ausführte; er schrieb mit großen Buchstaben auf ein Papier folgende Worte: „Dem Mitleidenden! Brod für meine Kinder! Ich bin ein Krüppel geworden, und kann daher nicht arbeiten. Ich habe mich an die Ausschüsse der Wohlthätigkeit gewendet und keine Antwort erhalten. Ich bin der Verzweiflung nahe, und erwarte den Ausgang meines Schicksals.“

Dies Papier heftete er auf dem besuchtesten Theile der Boulevard's an einen Baum, in dessen Nähe er sich, umringt von seinen Kindern, hinsetzte. Dies dauerte einige Tage, aber ohne Erfolg; Tausende lasen es und gingen vorüber. End-

lich kam ein junger Mensch, welchen Soldaten ins Gefängniß führten. Er hatte die Revolutions-Armee verlassen, und war nach Paris gekommen, um von seinem sterbenden Vater den letzten Seegen zu empfangen; jetzt erwartete er dafür das Todesurtheil. Auch dieser Jüngling las das Papier, blieb stehn, betrachtete den unglücklichen Schuster, und gab ihm seine Uhr, wobei er sagte: „Ich habe sie nicht mehr nöthig; denn für mich sind nur noch wenige Stunden übrig.“ — „Auch für mich vielleicht nur noch!“ antwortete der Schuster, gab die Uhr an seine Kinder, und — verschied. — Der Hunger hatte ihn ausgemergelt, und die traurige Freude über das erhaltene Allmosen, mitten unter dem Spotte und der Verachtung, womit man damals dem Alter, dem Unglück und der Rechtschaffenheit begegnete, hatten sein Ende beschleunigt. —

21) Buzecha und Philidor, berühmte Schachspieler.

Buzecha, ein Sarazene, der sich im 13ten Jahrhundert in Florenz befand, spielte nicht nur gegen zwei der stärksten Spieler, ohne daß er das

Schachbrett sah, und nach erhaltner Anzeige, was seine Gegner gezogen hatten, seine Gegenzüge einem Repräsentanten auftrug, sondern auch noch gegen einen Dritten, gegen welchen er jedoch sein Spiel selber besorgte. Ungeachtet aller Aufmerksamkeit, mit welcher diese drei Gegner spielten, war es ihnen doch nicht möglich, dem Saracenen ein Spiel abzugewinnen.

Von allen Schach-Spielern neuerer Zeit hat sich keiner einen so großen Namen erworben, als ein gewisser Philidor. Er spielte zu gleicher Zeit zwei Partien, ohne auf das Spiel zu sehn, und war indessen gewöhnlich mit einer andern Sache beschäftigt; seine Gegner durften ihn nur wissen lassen welchen Zug sie gethan hatten, so rief er seinen Repräsentanten sogleich aus der Ferne zu, welchen Stein sie für ihn ziehen sollten, und gewann dennoch beiden Spielern das Spiel ab, ungeachtet dieselben auch starke Spieler waren. Diesen Beweis seiner außerordentlichen Fertigkeit hat er mehreremale zu Paris und London vor einer zahlreichen Versammlung abgelegt. Das Bewundernswürdigste ist, daß manchmal seine Gegner mitten in einem solchen Spiele absichtlich einen falschen Zug thaten, er aber nach einer beträchtlichen Anzahl Züge den falschen Zug erkannte, und die Steine wieder an den Platz stellen ließ, wo sie

vor dem falschen Zuge gestanden hatten. Er erzählte, daß er diese große Fertigkeit bei Gelegenheit eines starken Fiebers erlangt habe, während welches er sich an den Vorhängen seines Bettes ein Schachbrett gezeichnet, und bei seiner Schlaflosigkeit in Gedanken gespielt habe.

22) Das Niesen nach dem Tode.

In einem zu Amsterdam gegebenen Trauerspiele, lagen die Köpfe zweier enthaupteten Personen, in auf dem Tische stehenden Schüsseln, dergestalt, daß die Schüsseln ohne Boden waren, und die unter dem Tische versteckten Schauspieler ihre Köpfe hervorsteckten. Einer von den übrigen Schauspielern war so schalkhaft gewesen, den Rand der Schüsseln mit spanischem Pfeffer zu bestreuen. Dies hatte den tragi-komischen Effect, daß beide todte Köpfe, eben da sie sehr pathetisch angeredet, und der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurden, auf's heftigste zu niesen anfingen und die schreckliche Täuschung drolligt genug unterbrachen.

23) Der namenlose Marquis de St. Cyr.

Ein Marquis de Saint-Cyr wurde in der Sans-Culotten-Zeit vor einer obrigkeitlichen Behörde um seinen Namen befragt. Seine Antwort war: „Marquis von Saint-Cyr.“ — „Es giebt keine Marquis mehr;“ erwiderte man ihm. — Also von Saint-Cyr?“ — „Wir kennen keinen von mehr.“ — „Nun denn schlechtweg Saint-Cyr.“ — „Die Heiligen (Saints) sind abgeschaft.“ — „Also Cyr, (ßihr).“ — „Es giebt keine Sire (gleichfalls ßihr) mehr.“ (Titel, mit denen man sonst den König anredete). — „Nun dann, so gebe man mir einen neuen Namen!“

24) Straßer's Orchester, ein musikalisches Automat.

Bei dem Verbote der Geldlotterien in Rußland, und der Erlaubniß, daselbst Sachen von Werth, die man schnell und zu gutem Preise zu Gelde machen wollte, durch Lotterien zu verspielen, wollte der Uhrmacher Straßer, ein sehr vorzüg-

licher Künstler, in einer Lotterie von 60,000 Loosen, jedes Loos zu 1 Rubel, ein mechanisches Orchester verspielen, dessen Erfindung und Ausführung ihm zehn Jahr Zeit und unsägliche Mühe und Kosten verursacht hatte; er hatte aber nach zwei Jahren bei weitem noch nicht alle Billets verkauft. Dieses bewundernswürdige Kunstwerk ließ alle bis dahin bekannte musikalische Automate weit hinter sich zurück.

25) Eine religiöse indische Wittwe giebt ihren Entschluß, sich zu verbrennen, auf.

In denjenigen indischen Ländern, die unter türkischer Bothmäßigkeit stehn, sucht man die grausame, durch Ueberredung von den indischen Priestern noch immer unterhaltene, Gewohnheit der Frauen, aus Religionseifer und Ehrliebe nach dem Tode des Mannes freiwillig ihr Leben auf dem Scheiterhaufen zu enden, immer mehr abzuschaffen. Als daher eine schöne Frau, im Gebiete des Groß-Moguls, deren Mann gestorben war, in einem feierlichen Aufzuge zum Befehlshaber der Stadt kam, und ihn um die Erlaubniß bat, sich lebendig

verbrennen zu dürfen, so schlug es ihr derselbe gänzlich ab.

Ganz außer sich, klagte sie darüber ihr Schicksal an, und sagte: „Welch ein sklavisches Leben! Nun soll es gar einer Frau nicht mehr erlaubt seyn, auf dem Scheiterhaufen zu sterben, wenn sie es wünscht! Ist das nicht grausam? — Meine Mutter, meine Tante, meine Schwester, sind dieses freiwilligen, ehrenvollen Todes gestorben; nur ich soll es nicht!"

Daß indeß nichts weniger als Liebe zu ihrem verstorbenen Mann die Ursache ihres so festen Entschlusses war, geht aus Folgendem hervor.

Ein junger indischer Priester war zufällig gegenwärtig. Der türkische Befehlshaber vermuthete daher, daß eben dieser ihr eine solche Raserei so sehr in den Kopf gesetzt habe, und stellte ihn darüber zur Rede. Der Priester leugnete, fügte aber hinzu, „wenn sie seinem Rathe folgen wolle, so würde sie dennoch ihr Vorhaben zu vollführen suchen; denn sie würde dadurch den Willen des großen Gottes Brama erfüllen und dieser sie herrlich dafür belohnen." Unter den Belohnungen und Vorzügen jener Welt hob er nun, was man, in Voraussetzung der großen Liebe einer Frau zu ihrem Manne, vorher vielleicht für ganz überflüssig gehalten hatte, vorzüglich das Glück heraus, daß sie dort

ihren geliebten Mann wiederfinden und aufs Neue mit ihm vermählt werden würde.

Dies that aber eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Ihren Mann nach dem Tode wieder zu finden, davon schien sie vorher gar nicht gehört zu haben. „Was sagt Ihr da?“ erwiderte sie erschrocken, „meinen Mann soll ich dort wiederfinden, den Alten, den Eifersüchtigen? — Nein, nun verbrenne ich mich nicht. Das haben mir die beiden alten Priester, die mich zu meinem Entschlusse brachten, gewiß mit Fleiß verschwiegen.“

26) Lessing, der Evangelist Lucas.

Lessing hatte einst Magdeburg besucht und bei seiner Abreise kaum das Stadt-Thor erreicht, als ihn ein heftiges Gewitter nöthigte, in das Wirthshaus zurückzukehren, welches er erst eben verlassen hatte. Er nahm sein voriges Zimmer wieder ein, weil er nicht wußte, daß der Wirth, der nicht gleich zugegen war, dasselbe schon wieder einem andern angewiesen hatte. Er setzte sich und schrieb.

Bald darauf trat der neue Bewohner ohne alle Komplimente herein, wunderte sich aber nicht we-

nig, einen fremden Herrn da sitzen und schreiben zu sehn, und fragte ihn in einem etwas gebietrischen Tone, wer er sey? Lessing antwortete nicht und schrieb fort. Diese verächtliche Behandlung verdroß den andern, welcher daher auf den Schreibenden zuging, ihm über die Schulter ins Papier sah, und nochmals sagte: „Wer Sie sind, will ich wissen!" Jetzt sah sich Lessing bedeutend um, und antwortete ganz ernsthaft: „Ich bin der Evangelist Lucas."

Das Sinnbild dieses Evangelisten ist bekanntlich ein Ochsenkopf, der dem Lucas über die Schulter sieht.

27) Zwei sonderbare plötzliche Todesarten.

In Wychstreet in London, dem New Inn gegenüber, ereignete sich ein sehr ungewöhnlicher Vorfall. Eines Vormittags gegen zehn Uhr ging eine wohlgekleidete Frau auf einen Mann zu, der des Weges kam, wollte sich an ihn anhalten, fiel rückwärts und hauchte ihren Geist aus. Man durchsuchte ihre Taschen, fand aber nichts, was zu einer Kentniß ihrer Person hätte führen können; denn wiewohl einige Empfangskarten eines

Pfandverleihers bei ihr zum Vorschein kamen, so zeigte es sich doch, daß sie die Sachen unter andern Nahmen versetzt hatte, da der Verleiher sich nicht erinnerte, die Frau gesehn zu haben. Man trug sie in das nächste Haus, wo die geschwornen Todtenbeschauer den Vorfall in Erwägung zogen und ihn für eine unmittelbare Heimsuchung Gottes erklärten Das Merkwürdigste dabei war, daß der Mann, den die Frau angefaßt hatte, bei seiner Nachhausekunft sagte, „er habe sich über die Begebenheit so entsetzt, daß er sich nie davon erhohlen würde," und auch noch an dem nehmlichen Tage starb.

28) Die deutschen Sprachverbesserer v. 1617.

Im Jahre 1617 wurde von Caspar von Teutleben, Hofmeister des Prinzen Johann Ernst des jüngern zu Weimar, zur Wiederherstellung und Erhaltung der Reinheit unsrer Muttersprache die sogenannte fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden gestiftet, indem man die Sprache sehr rauh fand, und durch Einmischung fremder Wörter und Redensarten alle Originalität derselben verlohren gehen sah. Die Gesellschaft stieg zu einem außer-

ordentlichen Flor, und bekam selbst Reichsfürsten und sogar Carl Gustav, König von Schweden, zu Mitgliedern. Die Einrichtung derselben war großen Theils nach der Italiänischen Akademie geformt; man hatte z. B., um allen Rangstreit zu vermeiden und bürgerliche Mitglieder den höhern gleich zu machen, jedem einen Namen beigelegt, dessen er sich in der Gesellschaft bedienen mußte. Jedoch verfiel man hierbei in viele Lächerlichkeiten; und noch sonderbarer waren die Gemälde, Wahlsprüche und Namen von Gewächsen gewählt, die neue Mitglieder zum Symbol und Unterscheidungszeichen erhielten. So hieß z. B. der zweite Director, Wilhelm, Herzog zu Weimar, der Schmackhafte; sein Sinnbild war eine Birne mit einem Wespenstich und der sogenannte Wahlspruch: erkannte Güte. Andre hießen der Saftige, der Nährende, der Bittersüße, der Steife u. s. w.. Bei Verbesserung der Deutschen Sprache verbannten sie die ausländischen Wörter zu sehr, und erfanden statt derselben seltsame deutsche; auch nahmen sie in der Orthographie auffallende Aenderungen vor. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß sich diese Gesellschaft nicht zur Herausgabe einiger Werke über die deutsche Sprache vereinigte, und daß zu wenige große Gelehrte an ihr Theil nahmen; denn in beiden Fällen hätte ihr Nutzen ungleich beträcht-

licher seyn können als er war. Sie dauerte übrigens 63 Jahr, also bis 1680, und hatte jedesmahl einen regierenden Herrn zum Oberhaupt.

29) Tragische Folge einer Briefverwechselung.

Man hört in England oft von Swift's Versehen reden, da er einen Liebesbrief an den Bischof und den für den Bischof bestimmten an seine Geliebte schickte. Ein ähnlicher Irrthum, von traurigern Folgen, trug sich unter Jacob I. zu. Als die Tochter dieses Monarchen den Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V., heirathete, folgten ihr viele reiche Officiere, unter andern ein gewisser Duncand! Dieser ließ eine Geliebte zurück, die seine ganze Seele besaß und welcher er die Ehe versprochen hatte. Seinem Vater war dies höchst unangenehm, weil sie nur wenig Vermögen besaß; und, daß der Sohn die Geliebte vergessen möchte, war auch eben die Ursach, daß ihn der Vater nach der Pfalz schickte, indem er ihm befahl, niemals wieder an sie zu denken, wenn er nicht enterbt seyn wolle. Der junge Mann war schon einige Zeit in Deutschland, aber weder Zeit noch Zer-

streuungen waren im Stande, seine Liebe zu vermindern: er entschloß sich daher, wenigstens der Geliebten zu schreiben. Er versicherte ihr, daß kein Zorn, keine Drohungen seiner gefühllosen Eltern jemals im Stande seyn würden, die zärtliche Erinnerung an ihre gegenseitige Liebe zu vertilgen. An demselben Posttage schrieb er auch an seinen Vater. Er hatte sich etwas verspätet, es fehlten nur noch einige Minuten, wo er die Briefe zur Post geben mußte, und er verwechselte unglücklicher Weise die Aufschriften der beiden Briefe. Der Vater bekam zu lesen, was der Geliebten bestimmt war, und umgekehrt las diese in dem an den Vater gerichteten Briefe, daß er ihr auf immer feierlich entsage.

Die Antwort des Vaters enthielt die stärksten Ausbrüche des Zorns. Dies und der Gedanke, daß er sich durch diesen unglücklichen Mißgriff auch um das Herz seiner Geliebten gebracht haben werde, brachten ihn zur Verzweiflung. Er endete diesen quaalvollen Zustand, indem er sich mit seinem Degen durchstieß.

30) Der politische Stiefelputzer.

Ein Edelmann ließ sich nach Landessitte in London die Stiefeln auf der Straße abbürsten. Es kam von ungefähr einer seiner Freunde auf ihn zu, und erzählte ihm, daß so eben Wilkes abgesetzt sey.

„O, das ist ja vortrefflich; eine erfreulichere Nachricht konnten Sie mir nicht bringen" — sagte der Edelmann. —

Kaum hatte er ausgeredet, so sagte der Bursche, der erst den Einen Stiefel gereinigt hatte: „Putzen Sie sich den andern Stiefel nur selbst; ich bin zwar nur ein armer Schuhputzer, aber ich mag keinem dienen, der es nicht gut mit der Freiheit meint."

31) Regnier und Fontenelle.

Der Abt Regnier sammelte einmal von jedem Mitgliede der Pariser Akademie einen Louisd'or in seinem Hute ein. Er hatte nicht bemerkt, daß auch der Präsident Rosas, der ein äußerst geiziger Mann war, den seinigen schon in den Hut geworfen hatte, und hielt ihm deshalb denselben zum

zweitenmale vor. — Rosas versicherte, daß er seinen Beitrag bereits in den Hut geworfen habe.

„O, ich glaube es, (sagte der Abt,) aber ich habe es nicht gesehn.“ —

„Und ich,“ (sagte Fontenelle, sein Nachbar,) „ich hab's gesehn, und glaube es nicht.“

32) Sinnreiche Antwort eines Türken.

Es ist bekannt, daß die Türken sehr abgeneigt sind, auf die Fragen, die man ihrer Religion wegen an sie thut, zu antworten, um selbige nicht dem Gelächter und Tadel auszusetzen. Eine gewisse Dame von Stande fragte einstmahls einen türkischen Gesandten am Wiener Hofe, „warum die Mahomedanische Religion den Männern erlaube, mehr als Eine Frau zu nehmen?“ —

Der Gesandte, ohne sich in weitläuftige Erörterungen darüber einzulassen, antwortete: „Unsre Religion erlaubt uns die Vielweiberei deshalb, Madame, weil wir bei den verschiednen Frauen zusammen, die wir nehmen, kaum diejenigen Eigenschaften antreffen, welche in Ihrer Person, Madame, allein sich vereinigt finden.“ Die Dame war mit dieser schmeichelhaften Antwort sehr wohl zufrieden.

33) Versinnlichung der Englischen National-Schuld.

Am Ende des J. 1801, da der Krieg zu Ende und die brittische Nation mit der bekannten, zum baaren Reichthum des Landes ganz verhältnißlosen, Kriegsschuld belastet war, wurde die Größe derselben durch Berechnung auf folgende Weise versinnlicht:

„Wenn man diese Schuld (sagte der Rechner,) in Golde annimmt, und ein Mensch sie zählen, dabei die Nacht nur sechs Stunden schlafen, die ganze übrige Zeit seiner Existenz aber, also täglich 18 Stunden, zu dem Zählungsgeschäft anwenden wollte; so würde er, wenn er jede Minute 100 Guineen, und den Tag über 108000 Guineen zählte, dazu 11 Jahr und 160 Tage, in Englischen Kronenthalern aber — von denen vier ein Pf. Sterl. ausmachen — 46 Jahr und 275 Tage brauchen."

„Wollte man die ganze Summe in Guineen, eine dicht an die andre, in eine einzige Linie aufzählen, so würde diese Linie 1305 geographische Meilen lang seyn; in Kronenthalern aber, einer dicht an den andern gelegt, würde ein solcher silberner Band anderthalbmal die Erdkugel umschlingen."

„Zur Aufbewahrung der Summe in Guineen

würde ein Kasten von 277,538½ Cubikfuß erforderlich seyn."

„Wollte man die Summe in Gold transportiren, so würde man dazu, zehn Zentner auf jedes Zugpferd gerechnet, 7047 Pferde, in harten Silberthalern 106,117 Pferde brauchen."

34) Zwei Fliegen duelliren sich mit Degen.

Von einer seltsamen Erfindungsgabe der Pariser zeugt unter andern eine Bude, worin die Neugierigen das komische Schauspiel genießen, wie zwei Fliegen sich auf den Degen duelliren. Dieß hat der Künstler folgendermaaßen zu Stande gebracht: Zwei Fliegen sind perpendikulär hinter ihren Flügeln an zwei Nadeln befestigt, so daß sie ihre sechs Beine vor sich hinhalten. Sie werden einandergegenüber ziemlich nahe gesteckt, und nun giebt man einer jeden eine kleine Kugel von Korkholz, in welcher ein kleiner Strohhalm befestigt ist. Diese Kugel fassen sie, um sich daran zu halten. Bei dieser Berührung wird die Kugel immer hin und her gedreht, und folglich der Strohhalm gegen den Feind hin bewegt. Da nun dieser von seiner

Seite das nehmliche thut, so gerathen die beiden Strohhälme oft aneinander, wie ein Paar Degen, und das ist denn das Fliegenduell.

35) Erste Luftreise einer Dame.

Es war am 10ten July 1798, als der bekannte Luftschiffer Garnerin mit einer jungen Dame, Namens Henry, die so gefährliche Reise machte. Sie war die erste ihres Geschlechts, die ein solches Wagestück bestand. Der berühmte Astronom, La Lande, führte sie an den Ballon und hob sie in die Gondel. Als die Probe-Ballons in die Höhe gestiegen waren und der Versuch mit dem Fallschirm gemacht worden war, gab ihr La Lande, welcher mit in die Gondel gestiegen war, die Hand. „Ihre ruhige, unerschrockene Fassung," sagte Garnerin nachher, „wurde von den Zuschauern bewundert, und machte mir selbst Muth. Einige geistige Getränke, die ihr angeboten wurden, schlug sie aus. Endlich verließen La Lande und mein Bruder das Luftschiff, und wir hoben uns unter dem Schalle der Musik und dem Beifallklatschen der Zuschauer in die Höhe. Die ganze Maschine drehte sich im Aufsteigen einigemal um ihre Axe. So wie wir aber in eine be-

trächtliche Höhe kamen, beobachtete ich meine liebenswürdige Begleiterinn. Erstaunen und Bewunderung schien ihre ganze Seele auszufüllen. In der That läßt sich auch nichts Angenehmers denken, als die Empfindung, die man beim Aufsteigen in einem Luftschiffe hat. Es ist unmöglich, diesem unaussprechlichen Zauber zu widerstehn. Alle Verrichtungen der Seele werden von diesem reizenden, majestätischen Schauspiele gleichsam in Bewunderung aufgelöst. Bald verdunkelte sich alles um uns her. Wir flogen durch dichte Dünste und erhoben uns über die Wolken. So schön das Schauspiel gewesen war, das wir eben aus den Augen verlohren, so schrecklich war dasjenige, was sich nun unsern Blicken darstellte. Man stelle sich zwei Wesen vor, über einem wüthenden Meere schwebend, dessen ungeheure Wogen sich stoßen und brechen, und wo man nichts sieht, als die schrecklichsten Abgründe, so wird man doch erst ein schwaches Bild von unsrer Lage haben. Meine muthige Begleiterin aber erschrak nicht darüber. Wir hatten damals eine Höhe von ungefähr 4800 Fuß erreicht. Mit ihrer Bewilligung stiegen wir noch 3960 Fuß höher über die Wolken, welche uns zuweilen durch ihre Zwischenräume die Erde erblick n ließen. Nach den Beobachtungen, welche ich machte, und die La Lande nachher berechnete, haben wir uns zu einer

Höhe von 8760 Fuß erhoben. Diese große Höhe konnten wir nicht ohne viele Unannehmlichkeiten, die von der Luftverdünnung herrührten, erreichen. Diese verursachte uns unter andern ein sehr unangenehmes Ohrensausen. Wir kamen in Luftströme, wodurch unsre Maschine in ein solches Schwanken gerieth, wie ein Schiff auf hoher See. Dies erregte mir Uebelkeit und machte mich bange für meine junge Begleiterinn. Ich fragte sie, wie sie sich befände? Sie antwortete: „sehr wohl," und fing an zu singen. Die Betrachtung unsrer Lage war indessen nicht beruhigend; denn unsre Maschine schwankte sehr und drehte sich schnell um. Meine Uebelkeit vermehrte sich. Endlich wurde mir so übel, daß ich beinahe ohnmächtig ward. Ich nahm einige Tropfen Cöllnischen Wassers zu mir, und benutzte die noch übrige Besinnung, um die Klappe des Luftballons zu öffnen. Nun sanken wir ziemlich schnell herunter. Nahe an der Erde warf ich einen Anker, und wir stiegen in der Ebne von Dugny bei Bourget aus."

36) Die wohlverwahrten Banknoten.

Patrik Flamagan, ein irländischer Seemann, der auf dem Linienschiffe La Juste von 84 Kanonen gedient hatte, erhielt in Plymouth seine rückständige Löhnung, welche 25 Pf. Sterl. ausmachte, und ihm in Banknoten ausgezahlt wurde. Das war für ihn ein Schatz, auf dessen sichre Verwahrung er eifrig sann. Seinen Taschen wollte er sie nicht anvertrauen, besonders da Matrosen, wegen ihrer Sorglosigkeit und Neigung zu geistigen Getränken, leichter als andre Menschen beraubt werden. Nach vielem Wählen und Verwerfen glaubte er endlich den rechten Ort ausfindig gemacht zu haben. Er legte nehmlich die Banknoten zusammen, that sie unter die bloße Fußsohle, und zog Strumpf und Schuh drüber. Froh über den glücklichen Einfall machte er so ganz bedächtig einen Spaziergang nach der Castle-Bay unfern Plymouth. Hier ließ er sich in einem Wirthshause Erfrischungen geben, und als es zur Berichtigung der Zeche kam, zog er den Strumpf ab, um seinen Reichthum hervorzulangen. Aber, welcher Anblick! Die Banknoten waren alle Ein Teig geworden, worin man auch nicht zwei zusammenhängende Buchstaben entziffern konnte. Doch, in zwei Minuten war Jack, trotz seiner Bestürzung, wieder

leichten Muthes. „Hohl's der Teufel! (rief er aus) müssen's wieder verdienen!„ Einige Kameraden bezahlten gutmüthig für ihn, und verschafften ihm eine freie Ueberfahrt nach Cork, wo seine Heimath war.

37) Die Betrübniß des Vermissens und die Freude des Wiederfindens.

Ein Seemann, der, während des Krieges, auf dem hohen Meere und in vielen mörderischen Treffen mit gewesen war, wurde von den Seinigen für todt gehalten, als er, mit einem Beutel voll sauer erworbener Löhnung und Prisengelder, zurückkam. Mit pochendem Herzen eilte er einem Dachstübchen zu, wo er vor sieben Jahren Frau und Kind verlassen hatte. Aber — beide waren fort, man wußte nicht wohin? Der brave Mann stand völlig betäubt bei der Trauerpost; Thränen liefen über die braunen Wangen, er wollte seine Baarschaft wegwerfen und wieder zur See gehn, um mit dem verhaßten Lande nichts mehr gemein zu haben. Doch sagte er sich nach einiger Ueberlegung, daß er seine Lieben wol noch wiederfinden könne. Sein Geschäft war nun, das weite London in allen Rich-

tungen und Krümmungen zu durchstreichen. Er fragte, er beschrieb, er durchmusterte die Hospitäler und Arbeitshäuser. Es war fruchtlos. Vier Wochen hatten seine Wanderungen gedauert, und er stand im Begriff, seinen ersten Entschluß auszuführen, als er eines Tages bei dem Kreutzwege Sevendials eine Stimme hörte, die ihm bekannt deuchte. Es war die Stimme einer Frau, die Wasserkresse verkaufte. Er folgte der Stimme, und erblickte die langerforschte Marie. Entzückt sprang er auf sie zu, schleuderte ihren Korb mit Wasserkresse auf die Straße, und erstickte fast das bestürzte Weib mit seiner kraftvollen Umhalsung. „O, Poll!“ schluchzte der treffliche Kerl, „ist es so weit mit dir gekommen? Komm, dein Jack hat nun Geld genug.“ Das Volk jubelte laut bei diesem rührenden Auftritte. Vor allen Dingen gingen sie nach einem Kleiderladen, wo der freudentrunkene Mann den zerfetzten Anzug der lieben Marie von Kopf bis zu Fuß mit einem stattlichen vertauschen ließ. Dann rufte er einen Miethswagen, um die Kinder aufzusuchen, und mit Poll eine zweite Hochzeit zu feiern.

38) Statt 5 Pf. Sterling, 5 Pf. Sellerie; ein Mißverstand.

Ein lächerlicher Mißverstand, der auf einem Wortspiele beruht, läßt sich nicht oft aus fremden Sprachen übertragen. Indessen, wenn man es bei folgendem nicht zu genau nehmen will, wird die Verständlichkeit nur wenig leiden. Ein Sämereihändler unweit der Themsengasse in London war zum Kirchenvorsteher gewählt worden. Zu diesem kam der Organist, welcher unglücklicherweise blind war, und bat sich sein vierteljähriges Salarium, (welches im Englischen Salary geschrieben und ßelleri ausgesprochen wird,) von fünf Pfund aus. Der Ladendiener des Sämereihändlers, der weder den Organisten kannte, noch von der neuen Würde seines Herrn etwas wußte, ertheilte ihm zur Antwort: ein Viertel Selleri (im Englischen geschrieben celery und ausgesprochen gleichfalls ßelleri) geben wir nicht; es ist wider unsern Gebrauch. „Das thut mir wahrhaftig leid;“ sagte der blinde Organist, indem er wegen des gleichen Lauts den Irrthum des Ladendieners nicht merkte, „ich habe es immer so bekommen; die Weigerung setzt mich sehr in Verlegenheit; ich dächte, es könnte Ihrem Herrn nur wenig verschlagen.“ Der Diener wußte nicht, wie er sich benehmen sollte,

und sagte es dem Herrn, der etwas unwillig äusserte, der Diener müsse nicht recht gehört haben, er wolle selbst mit dem Manne reden. „Mein guter Freund, (sagte der neue Kirchenvorsteher,) wie viel Selleri (celery) wollen Sie haben"? — „Fünf Pfund! —" Nun da haben wirs ja, (wandte sich der Herr zum Diener,) die Sache ist ganz klar; geben Sie dem Herrn fünf Pfund Sellerie (celery)! — Als der Diener den Samen eingepackt hatte, nahete er sich dem Blinden und wollte das Packet ganz behutsam unter seinen Arm stecken. Dieser wunderte sich außerordentlich, was man mit ihm vornehmen wollte und sagte: „Mein Gott! was soll ich hier unter meinen Arm nehmen?" „Fünf Pfund Selleri (celery)." „Ey zum Henker," rief der ärgerliche Organist, „ist es denn alles Kupfergeld?" und das Mißverständniß erklärte sich nun.

39) Sehr große Verlegenheit, aus Aehnlichkeit entstanden.

Eine verheirathete Londner Dame, von guter Familie, gerieth ganz unschuldig in eine höchst peinvolle und schreckliche Lage. Sie ging nehmlich

über St. Paul's Kirchhof, wo fast ein immerwährendes Gedränge ist, als ein Birminghamer Handwerksmann auf sie losging und ihr auf den Kopf schuld gab, daß sie vorigen Dienstag in einem liederlichen Hause einem seiner Freunde eine Uhr gestohlen habe. Die Dame war außer sich vor Entsetzen, und da sie kein Wort über die Lippen bringen konnte, so hielt der Pöbel ihre Bestürzung für böses Gewissen. Zwar nahm sich ein ansehnlicher Mann, der desselben Weges ging, ihrer an, aber sie wurde doch mitten unter einem großen Zulauf des niedrigsten Pöbels nach dem Londner Rathhause gezogen. Der Ankläger erklärte hier eidlich, so viel er sich entsinnen könne, sey sie die Frauensperson, die den gedachten Diebstahl in einem Bordell an seinem Freunde begangen habe. Sie sagte nun, wer sie wäre. Man schickte nach ihrem Hause und in kurzem erschienen viele der angesehensten Nachbarn, welche ihren Stand, ihre ehrenvollen Umstände und ihren guten Ruf bestätigten. Es wurde gleich Bürgschaft für sie gestellt. Am folgenden Tage bewiesen ihre Freunde ganz klar, daß sie an dem Abende, wo der Diebstahl vorgefallen war, in einer großen Gesellschaft gewesen wäre. Der Ankläger war nicht zugegen, aber der, welchem die Uhr entwandt worden war, erschien. Indeß wagte er nicht zu schwören, daß

die gegenwärtige Dame die Person sey, welche seine Uhr gestohlen habe. Der Irrthum in der Person war aus einer großen Aehnlichkeit entstanden. Der Richter erließ einen Arrestbefehl wider den Ankläger, und rieth der Dame, ihn wegen eines so frevelhaften Vorgangs gerichtlich zu belangen.

40) Die gläserne See-Post.

Es wäre, sagt Herr Bernardin de St. Pierre, wie ich glaube, sehr interessant, wenn man bei jeder großen Seereise Versuche anstellte, um die verschiednen Strömungen des Oceans kennen zu lernen. Diejenigen, die ich eben vorschlagen will, sind einfach und nicht kostspielig. Es käme nemlich nur darauf an, von Zeit zu Zeit leere Bouteillen auf das Wasser zu setzen, die einen wohlverwahrten Zettel enthielten, worauf man genau den Tag, die Grade der Länge und Breite, unter denen man die Bouteille in das Wasser geworfen habe, angäbe. Die erste Idee hierüber wagte ich im Jahre 1784 in meinen Etudes de la nature. Drei dieser Versuche sind bereits geglückt.

Die erste Bouteille wurde in der Bay von

Biscaya, den 17ten August 1786, durch einen Engländer, der nach Indien fuhr, ausgesetzt. Am 9ten Mai 1787 wurde sie an den Küsten der Normandie, zwei Meilen von Arranche, von Fischern in der See aufgefangen. Der B. D.... (damals Admiralitäts-Richter zu Arranche, nachher Volksrepräsentant) setzte darüber ein Protokoll auf, das er im Mercure einrücken ließ. Den Brief, welchen die Bouteille enthielt, schickte er nach London an die Behörde.

Eine zweite Bouteille wurde den 15ten Juny 1797, beim 44 Grad 22′ nördlicher Breite, und dem 4° 52′ Länge (Meridian v. Teneriffa) vom Bürger Beard (correspondirendem Mahler des Museums der Naturgeschichte) der von Hamburg nach Surinam fuhr, in die See geworfen. Ich hatte diesen ausgezeichneten Künstler gebeten, einige Briefe mittelst dieser Seepost an mich abzusenden. Diese Bouteille kam an den Felsen des Cap Prior ans Land. Ein Soldat von der Garnison zu Ferrol fand sie daselbst den 6ten Julii desselben Jahres. Unser Vice-Consul zu Ferrol, der B. Beaujardin, überschickte sie mir, und ich gab die Nachricht davon in den öffentlichen Blättern.

Eine dritte Bouteille, die ein französischer Kapitain am nördlichen Theile von Isle de France

ins Meer setzte, wurde durch die Strömungen bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung geführt. Ein geöltes Billet, welches die Bouteille enthielt, schickte der Gouverneur des Caps an den Gouverneur von Isle de France, der es in dem Gouvernements-Archiv dieser Insel niederlegte. Dieß sind alle Aufschlüsse darüber, die mir vor 2 Jahren der Generalsekretair jenes Gouvernements darüber geben konnte.

Ohne Zweifel bestimmte der Weg, den diese 3 Bouteillen durchliefen, größtentheils die Geschwindigkeit und die Richtung der Strömungen, die während der Zeit, daß sie auf dem Meere waren, herrschten. Ferner ist es eben so gewiß, daß, wenn sich etwa bei den verschiednen Punkten des Hineinwerfens Felsenrisse gefunden hätten, an welchen die Schiffe gescheitert wären, selbige mittelst dieser kleinen Packetboote, ihr Unglück den bewohnten Küsten würden haben anzeigen und von dorther Hülfe erwarten können. Der Brief des Bürger Beard machte zum wenigsten 80 Meilen in 21 Tagen, und wer weiß, ob er nicht mehrere Tage schon gelegen hatte, ehe man ihn fand.

Hieraus ist klar, daß diese Versuche sowohl zur Erforschung der Theorie über die Strömungen im Meere, als auch als Hülfsmittel für Schiffbrüchige dienen können; zwei Rücksichten, der vollen Aufmerksam-

merksamkeit des Nationalinstituts und aller Seefahrer werth.

41) Das Testament eines Geizhalses.

Ein reicher Geizhals in London starb. Seine Verwandten kamen zusammen, um sein Testament anzuhören. Es lautete so: „Ich vermache meinem Neffen meinen alten schwarzen Rock. Meine Nichte soll das Wamms haben, das ich auf dem Leibe trage. Jeder von meinen Enkeln bekommt einen von den kleinen Fayance-Töpfen, die auf dem Schranke in meinem Schlafzimmer stehn. Meiner Schwester vermache ich, zum Zeichen der besondern Freundschaft, die uns allezeit verbunden hat, den Krug von brauner Erde, welcher sich unter meinem Bette befindet."

Das Erstaunen der Erben über dieses seltsame Testament hatte seines gleichen nicht. Ein jeder brach in Schimpfworte gegen den Verstorbenen aus. Die Schwester stieß im Zorn an den ihr vermachten braunen Krug, mit dem Fuße, so daß er in Stücke brach, und — die Goldstücke rollten im Zimmer herum. Dies verursachte eine tödtliche Revolution auf allen Gesichtern. Ein jeder lief

hin, um sein Vermächtniß zu holen, und jeder nahm es befriedigt und vergnügt zu sich.

42) Harte Bestrafung ehelicher Untreue.

Im elften Jahrhundert hatte sich Boleslaus II., König von Pohlen, in einem Kriege mit Rußland der Stadt Kiow bemächtigt, wo es ihm so wohl gefiel, daß er, statt seine kriegerischen Unternehmungen fortzusetzen, sich gänzlich dem Vergnügen überließ. Schauspiele, Bälle, Gastmahle, nahmen kein Ende, und diese Lebensweise, die sich natürlich auf seine Officiere und Soldaten fortpflanzte, artete bald in die äußerste Sittenlosigkeit aus, wobei man allen Wohlstand außer Augen setzte, und der im Vaterlande Zurückgelassenen und aller ihnen schuldigen Liebe und Treue vergaß.

Sieben Jahr hatte dies bereits gewährt, als die Pohlnischen Damen der Nachricht davon endlich Glauben beimaßen. Bis dahin waren sie ihren Männern vollkommen treu geblieben. Aber, wie es schien, war noch immer an keine Rückkehr zu denken, und, des Wartens endlich müde, wurde einmü[illegible] von ihnen beschlossen, statt der pflichtvergessenen Ehemänner sich aus den zurückgebliebe-

nen und während der sieben Jahre herangewachsenen Jünglingen und den schönsten Sclaven neue Männer zu wählen. Viele nahmen aus dem erschollnen Gerüchte von dem Tode ihres Mannes einen Grund, sich aufs Neue gesetzlich zu verbinden.

Als ihre abwesenden Ehemänner dies erfuhren, geriethen sie, so sehr sie ihrerseits auch zuerst die Pflicht der ehelichen Treue verletzt haben mochten, doch außer sich vor Wuth, und baten den König um Urlaub, um nach Hause reisen und ihre Frauen bestrafen zu können. Es waren ihrer aber zu viele, und der König konnte daher ihre Entfernung nicht zugeben. Er machte ihnen zwar Hoffnung zu einer baldigen allgemeinen Rückkehr; die Eifersucht setzte ihnen aber so heftig zu, daß sie, alles aus den Augen setzend, sich einer nach dem andern heimlich fortmachten. Dies nahm so zu, daß sich der König bald von den meisten seiner Officiere verlassen und daher genöthigt sah, Rußland und alle darin gemachten Eroberungen zu verlassen. Um nicht gefangen zu werden, mußte er sogar durch einen Umweg in sein Land zurückkehren.

Die ihn verlassenen Ehemänner mußten indeß um ihre Frauen manchen harten Kampf bestehn. Man hatte ihre Ankunft vermuthet, und sich in Vertheidigungsstand gesetzt. Jede Burg, jedes

Schloß, fanden sie fest verwahrt. Mit vereinten Kräften blieben sie jedoch endlich Sieger. Die neuen Ehemänner konnten ihr Leben nur durch die Flucht retten. Die Frauen indeß weinten, entschuldigten, bereueten, versprachen, und — die Männer verziehen.

Nicht so aber der endlich zurückkehrende König. Nachdem er die strafbarsten seiner ihn heimlich verlassenen Officiere auf die abschreckendste Art hatte hinrichten lassen, ließ er den Frauen die mit den Sklaven erzeugten Kinder nehmen, und sie aufs freie Feld aussetzen, wo sie die Beute der Wölfe wurden. Viele von den Damen ließ er durch Schwerdt oder Hunger hinrichten, und die übrigen belegte er mit der entehrendsten aller Strafen, indem sie junge Hunde an die Brüste legen, sie sorgfältig säugen mußten, und nie anders, als mit einem Hunde auf dem Arme öffentlich erscheinen durften. Das Hundetragen war damals eine so wichtige entehrende Strafe, daß nur der Landesherr selbst sie zuerkennen konnte.

43) Der rettende Hammel.

Als das Kriegsschiff Boyne in Portsmouth in Brand gerieth, saß ein Seesoldat mit Frau und Kind gerade unter dem Orte, wo das Feuer ausgekommen war. Da er sah, daß aller Anschein zur Rettung des Schiffes verschwand, nahm er einen von den größten Hammeln des Capitains, band seinen Knaben auf den wolligen Rücken desselben und ließ beide in die See fallen: „Seht zu, wie ihr an das Land kommt," sagte er, „und Gott geleite euch!" Die Frau sprang dem Kinde nach und der Mann folgte ihr; er konnte schwimmen und erhielt sie über dem Wasser. Sie wurden bald von den Böten aufgefischt und gerettet. Der Hammel verfolgte seinen Weg standhaft und trug den kleinen Reuter bis nahe ans Ufer, wo die Leute ihn kaum erblickten, als sie ihm zu Hülfe kamen. Dieser sonderbare Vorfall verschaffte dem Knaben eine Gönnerinn auf der Insel Wight, welche ihn erziehen ließ.

44) Ueberraschung durch eine Hexe.

Am Weihnachtsfeste 1801 wollte ein reicher Herr in England seinem zahlreichen Gesinde einen

lustigen Abend machen. „Hier ist mein ganzes Haus;“ sagte er, „ich und meine Frau gehen aus; ergötzt euch wie ihr für gut findet! Die Ausgeberinn und der Haushofmeister werden darauf sehn, daß es euch und euren Gästen an nichts fehle.“ Es wurde nun Rath gehalten, was man eigentlich beginnen wolle. Der Kammerdiener hatte in der Nachbarschaft einen Verwandten, welcher eine große Niederlage aller möglichen Maskeradenbedürfnisse hatte. Nichts war erwünschter: „Ein Maskenball!“ riefen alle entzückt. Es war eine herrliche Lust, an welcher gegen zweihundert Tafeldecker, Kammerdiener, Kammermädchen, Hausjungfern, Köche, Köchinnen ꝛc. aus der umliegenden Gegend Theil nahmen. Man konnte hier den Herrn, die Dame spielen; alle Ziereréien, Weisen, Gebehrden und Airs der Herrschaften ließen sich vortrefflich anbringen; kurz die bekannte Farce high life below stairs sollte hier gegeben werden. Der Herr des Hauses lachte über den ihm bekannt gewordenen Einfall, und beschloß, sich auch einzuschleichen. Sonderbarerweise fiel die Frau des Hauses, welche den Abend nicht mit ihrem Manne an Einen Ort hin ausgebeten war, auf eben den Gedanken. Sie verkleidete sich als Hexe. Alles ging sehr ordentlich zu und man ahmte die große Welt vollkommen nach. Herr und Frau wußten nichts voneinander

ander. Endlich trafen sie unter den Masken zusammen. Die Frau erkannte ihren Mann sogleich an Stimme und Manieren, aber sie blieb ihm fremd. Er redete sie an, indem er sagte: „Nun Frau Hexe, was giebts Neues in der Luft?“ „Etwas ganz Sonderbares,“ antwortete sie mit wohlverstellter Stimme, „ich komme diesen Augenblick von *** (sie nannte den Ort ihres Abendbesuchs), dort hörte ich, daß sich eine gewisse Frau so eben habe entführen lassen.“ Wie ein Blitz schoß der Mann aus dem Hause nach dem angegebnen Orte. Niemand hatte sie gesehn. In größter Angst floh er zurück und nahm die Hexe bei Seite. „Ich muß sogleich wissen,“ rief er ausser sich, „wo meine Frau ist?“ „Hier, mein Kind,“ sagte sie, indem sie die Maske abzog und in seine Arme flog.

45) Brodtprobe.

Doktor Maning sagt, man habe vollkommen gesunde Leute gesehn, die auf eine, sowohl für Aerzte als Nichtärzte, ganz unbegreifliche Weise schleunig gestorben wären. Die Kinder bekamen Zufälle, die sonst sehr leicht wieder curirt zu werden

pflegen, jetzt aber hartnäckig und fast unheilbar wurden. Dieses waren die Folgen vom Genusse verfälschten Brodtes.

Zu dieser Verfälschung bedient man sich: 1) des Bohnenmehls; 2) der Kreide; 3) der weissen Schminke; 4) des gelöschten Kalks; 5) des Alauns und 6) calcinirter Knochen.

Das Bohnenmehl thut an sich keinen Schaden, weil es vielmehr eine sehr vortreffliche, nahrhafte Speise ist. Es ist aber sehr schwer und von schlechter Farbe; daher bedient man sich der Kreide, um dieses Mehl weißer zu machen, und des Alauns, damit es die gehörige Consistenz erhalte. Oefters geschieht es, daß die Bäcker Jalappa in dieses Brodt mischen, damit die stopfende Eigenschaft desselben nicht den Verdacht erwecken möge, daß Kreide, Kalk oder Alaun damit vermischt worden sey. Deshalb beobachtete man auch, daß einige Kinder an hartnäckigen Verstopfungen, andre hingegen an nicht zu stillenden Durchläufen starben, nachdem die Bäcker bald diese, bald jene Ingredienz mit dem Brodte vermischt hatten.

Um diese lebensgefährliche Betrügerei zu entdecken, schneide man die Krume in dünne Scheiben breche sie in Stücken, thue sie in einen gläsernen Destillirkolben, und übergieße sie hinlänglich mit

Wasser; setze dann den Destillirkolben, ohne ihn zu schütteln, in ein Sandbad, und lasse ihn 24 Stunden in mäßiger Hitze stehn. In dieser Zeit wird die Brodtkrume durch und durch erweicht, und die fremden Ingredienzien sondern sich davon ab. Der Alaun löset sich im Wasser auf, und man kann ihn herausziehn. Die Jalappa schwimmt in Gestalt eines unreinen Schleims oben auf, und die übrigen Ingredienzien sinken, vermöge ihrer Schwere, zu Boden. Wenn man hernach das Brodt und Wasser behutsam abgießt, so bleibt am Boden nichts zurück, als die Kreide, die Asche, die Knochen, und alles übrige, was von der Verfälschung wie ein Pulver niederfällt. Diese Methode ist die beste. In Ermangelung eines Destillirkolbens aber kann man sich auch der folgenden bedienen: man setzt die in kleine Scheiben geschnittene und in Stücken gebrochene Brodtkrume in einer großen irdenen Schüssel mit Wasser über ein ganz gelindes Feuer und läßt sie einige Zeit stehn. Wenn man hernach das Brodt und Wasser oben abgießt, so findet man die Asche der Knochen u. s. w. am Boden der Schüssel.

46) Täuschungen der Mahlerkunst.

Antonio Reynoso mahlte die Susanna im Bade. Als er dies Bild in dem Hofe aufgestellt hatte, um es trocken werden zu lassen, sah ein junger Sperling vom Dache das gemahlte Wasser und flog verschiedenemale hernieder, um sich darin zu baden.

Diego Velesquez de Silva hatte das Portrait des Pabstes Innocenz X. gemahlt. Er stellte dasselbe in einem Zimmer des päbstlichen Pallastes auf. Der Kämmerer des Pabstes, der von nichts wußte, kam herein, und da er das Portrait erblickte, glaubte er, es wäre der Pabst selbst, ging also gleich wieder hinaus, und sagte verschiedenen Hofleuten, die im Vorzimmer waren, sie möchten leise sprechen, weil Se. Heiligkeit in dem nächsten Zimmer wären. Als eben dieser Künstler 1629. in Madrit war, mahlte er das Portrait des Don Adrian Poladio Pareia, Admirals der Flotte von Neuspanien, in natürlicher Größe, und das schönste, was er je gemahlt hat; weshalb er auch seinen Namen darunter setzte, was er sonst nie that. Mit diesem Bilde machte er es eben so, wie mit dem Bilde des Pabstes. Als der König Philipp IV. es von ungefähr zu sehn bekam, sagte er zu demselben mit Verwunderung:

„Ihr seyd noch immer hier? habe ich Euch nicht schon vor 3 Wochen abgefertigt? warum reiset Ihr nicht ab?“ — Der König bemerkte seinen Irrthum nicht eher, als bis er keine Antwort erhielt.

Joachim von Sandrat, der 1606 zu Frankfurt geboren wurde und 1686 starb, mahlte den Pfalzgrafen Karl Gustav, nachmaligen König von Schweden, in Lebensgröße zu Pferde. Er und das Pferd waren so gut getroffen, daß Karls wirkliches Pferd bei Erblickung des gemahlten zu wiehern anfing. Der Pfalzgraf sagte daher zu denen, welchen das Gemählde nicht recht gefiel, „man sieht wohl, daß mein Pferd die Kunst besser versteht, als Ihr.“ Dieses Gemählde befindet sich in dem Saal der schwarzen Häupter zu Riga.

Die Frau des Pevedo, eines berühmten Mahlers in Madrit, glaubte, sich zu den vornehmen Damen rechnen zu müssen, und beklagte sich daher bei ihm, daß sie keine Kammerfrau im Vorzimmer hätte. Er sagte ihr darauf, sie solle sich deswegen keine Sorgen machen, er wolle sie schon zufrieden stellen. Er mahlte ihr also eine Kammerfrau, auf einem Tabouret sitzend, mit einer Brille auf der Nase, mit Nähen beschäftigt, und in der Stellung, als wenn sie nach denjenigen hinsähe, welche in das Zimmer traten. Viele mach-

ten ihr ein Kompliment, und fingen mit ihr an zu reden, bis sie denn endlich der Täuschung inne wurden.

Dento hatte in einer Perspectiv-Mahlerei eine Treppe so glücklich abgebildet, daß ein Hund dadurch bewogen wurde, in vollem Lauf hinauf zu springen, und dermaßen mit dem Kopfe an die Mauer rannte, daß er todt hinfiel.

Ein Künstler zu London stellte ein Gemählde aus, welches sowohl in Ansehung seines Flächenraums, als auch der Wirkung, die es auf verschiedene Zuschauer hervorbrachte, äußerst merkwürdig war. Es stellte auf einer Fläche von 10000 Quadratfuß die Russische Flotte, in einer Gegend der Nordsee vor. Viele, die es sahn, wurden durch den Anblick so getäuscht, daß sie auf dem Meere zu seyn glaubten, und sich alle Symptome der Seekrankheit bei ihnen äußerten.

47) Die Auferstehung vom Tode in London.

Ein junger Mensch von guter Herkunft in London überließ sich allen Anlockungen zu einer unregelmäßigen Lebensart, welche eine große Haupt-

stadt reichen Jünglingen so häufig darbietet. Er machte Schulden. Sein Vater bezahlte mehrmals; aber der Sohn wurde nie weise: er beleidigte den Vater so sehr, daß dieser nichts mehr von ihm hören wollte. Einige Zeit borgte man ihm noch, allein dies hörte auf; er erfuhr den in England so fürchterlichen Zustand der Schuldner, in den Tower gesetzt zu werden. Das Unglück schlug über seinem Haupte zusammen, der Vater blieb taub gegen alle Vorstellungen. Er wurde endlich krank, sein Uebel war gefährlich, niemand nahm sich seiner an. Er starb, wie es hieß, im äußersten Elende. Eine zärtliche Schwester und noch einige Verwandte trauerten um ihn. Allein Tod und Begräbniß waren Verstellung und absichtlich veranlaßtes leeres Gerücht.

Der vermeinte Todte reisete unter erborgtem Namen aus dem Lande. Er hielt die genommene Maaßregel für das einzige Mittel, der Enterbung zu entgehn. Auf dem festen Lande hatte er die sonderbarsten Abentheuer; nach mehrern Unglücksfällen führte ihn sein Unstern zuletzt in die Ungarischen Queckſilberbergwerke, aus denen das Elend selten wieder ans Tageslicht kommt. Er entkam jedoch, und wer kann sich die Empfindungen seiner Verwandten denken, als er in England auf einmal mitten unter ihnen auftrat! Der Vater war

indessen gestorben, und drei Schwestern hatten seinen Antheil an dem sehr ansehnlichen Vermögen mit erhalten. Nichts aber konnte ihn dessen berauben, als der Beweis, daß er nicht derjenige sey, für den er sich ausgebe. Hierüber hatte er Leute von höchstem Range und Ansehn zu Zeugen, und sein Erbtheil mußte ihm herausgegeben werden.

48) Ein Mittel, sich zu beruhigen.

Ein englischer Graf hatte sich auf den glücklichen Fuß gesetzt, stets an der Wahrheit eines unangenehmen Vorfalls zu zweifeln. Wenn man ihm den Tod eines Freundes oder sonst etwas widriges hinterbrachte, so läugnete er es hartnäckig. Nach dem Tode seiner Gemahlinn ließ er nach wie vor bei Tische ein Couvert für sie legen. Diesem Grundsatze blieb er auch im Umgange mit seinen Freunden, und bei allen möglichen Ereignissen getreu. Ein Lord besuchte ihn eines Tages, und wurde von dem Hunde des Grafen ins Bein gebissen. „Seyn Sie unbesorgt, (sagte der Graf zu ihm,) mein Hund beißt niemals.“ — Der Lord, der das Thier mit Einem Schlage zu Boden ge-

streckt hatte, antwortete in eben dem Tone: „Fürchten Sie nichts, Graf, ich schlage niemals.“

49) Bedienten-Unfug in London.

Die Bedienten in großen Städten sind sich an Unarten und üblen Sitten wol ziemlich gleich; nur mögen die Londner den Preiß der Unverschämtheit davon tragen. Bei der Gewohnheit, in der Oper auf ihre Herrschaften in dem Gange zu warten, welcher zunächst Marketlane ist, nahmen sich diese Ritter vom Achselbande, wie man sie in London nennt, nicht selten die Freiheit, die fortgehenden Zuschauer zu necken, besonders wenn Frauen von zweideutigem Rufe oder junge Männer vorüber gingen, die etwas auffallend gekleidet waren. Die Directoren der Oper befahlen daher, daß die Bedienten nicht mehr die Erlaubniß haben sollten, in diesem Gange zu verweilen. Diese hielten sich dadurch beschimpft, und beschlossen, sich zu rächen. Als daher an dem nächsten Opernabende die Herrschaften ihre Logen verließen, und ihre Bedienten nicht sahn, wollten sie dieselben entweder von einem Constable oder einem Opern-Aufwärter rufen lassen. Aber sobald dies geschah, erhob nach ge-

nommener Abrede die ganze Schaar von Bedienten ein so gewaltiges Geschrei, daß man den gerufenen Namen nicht hören konnte. Dies verursachte eine allgemeine Stockung. Die Wache legte sich ins Mittel; es entstand ein Handgemenge. Die Bedienten waren ungleich zahlreicher und der wachthabende Officier, welcher die Rädelsführer festnehmen wollte, wurde zweimal zu Boden geworfen und gemißhandelt. Endlich ergriff man zwei der unruhigsten, und da die Uebrigen fürchteten, daß die Soldaten sich ihrer Gewehre bedienen möchten, so erachteten sie für rathsam, keinen Widerstand zu thun. Der Lohn der meisten von denen, welche man nicht verhaftet hatte, war, daß sie ihren Dienst verloren.

50) Hanse.

Die Hanse oder der hanseatische Bund, eine merkwürdige Handlungsgesellschaft, welche nie in der Geschichte ihres gleichen gehabt hat, entstand zunächst aus einem Bündnisse (Hansa), welches die beiden Städte Lübeck und Hamburg im Jahre 1241 zu Sicherung ihres Handels zur See und zu Lande errichteten. Sie wurden hierzu durch die

dama-

damalige große Unsicherheit der Meere durch Seeräuber und der Landstraßen durch Fehden und Räubereien, eine Folge des Faustrechts, bewogen, und rüsteten deshalb auf gemeinschaftliche Kosten nicht nur eine Flotte sondern auch eine Landmacht aus Mehrere Handelsstädte fühlten ein ähnliches Bedürfniß, und traten diesem Bündnisse bei. Braunschweig, welches Verletzung seiner Freiheit durch seine Fürsten fürchtete, that dieses im Jahre 1247; und diesem Beispiele folgten bald mehrere (Rostock, Stralsund u. a., dann Danzig, Stettin u. a., dann Riga, Lüneburg, Bremen u a, im Jahre 1204 Stade, Magdeburg, Halle und Goslar), so daß der Bund endlich abwechselnd 66, 72, 80, 84, bald mehr bald weniger, Städte hatte. Lübeck war gleich Anfangs und blieb auch für immer das Haupt und der Versammlungsort des Bundes. Die meisten dieser Städte waren nicht frei, und sind es nie geworden Allein da überhaupt die Landstädte, wenn sie durch Gewerbe reich waren, über die geldlosen Fürsten jener Zeit sehr viel vermochten, so hatte ihre Abhängigkeit in die gemeinschaftlichen Unterhandlungen des Bundes, dessen Hauptstädte, insonderheit Lübeck, überdies schon einer unbestrittenen Freiheit genossen (gegen welche jedoch Dänemark einzelne Versuche machte), wenig Einfluß.

Die größte Macht des Bundes zeigte sich zur See; und jemehr die Seemacht damals überall in den europäischen Reichen fehlte, desto schneller mußten die hanseatischen Städte diesen furchtbar werden; sie wagten große Dinge gegen auswärtige Mächte, welches die inländischen Fürsten bei ihrer kurzsichtigen Politik sehr gleichgültig ansahen. Es herrschte große Einmüthigkeit in diesem Bunde; doch ging es vorzüglich nach dem Sinn der Seestädte, welche, mit einer weitsehenden Handlungspolitik, für das Handlungsinteresse, in Rücksicht auf allen in- und ausländischen Handel, sorgten. Schon in der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts legte der Bund vier große Comtoire zu London, zu Brügge in Flandern, zu Bergen in Norwegen und zu Novogrod in Rußland an, wodurch der Handel desselben bald außerordentlich in Flor kam. Auch breitete sich die Schifffahrt desselben bald nach Frankreich, Spanien, Portugall und Italien aus. Er war klug und glücklich in seinen Unterhandlungen mit den entfernten Fürsten, aber auch durchgreifend und geschwind zum Seekrieg entschlossen, wenn es ihm nöthig schien; vorzüglich wurde er oft Dänemark und Schweden furchtbar. Die gänzliche Veränderung des Zustandes der europäischen Staaten, ihres gegenseitigen Verhältnisses und des Ganges

der Handlung waren die Ursachen, die sich vorzüglich gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts vereinigten, den Verfall dieses Bundes herbeizuführen. Schon am Ende des 15ten Jahrhunderts hörten mit dem durch Maximilian I. bewirkten Landfrieden in Deutschland die Fehden, welche die Landstraßen unsicher machten, auf, wodurch der Hauptzweck der inländischen Städte bei ihrem Eintritt in den Bund wegfiel. Eine zweite Ursache war der Anfang einer hellern Politik der Fürsten, welche auf die vielen Freiheiten, die sich manche ihrer Landstädte während ihrer Verbindung mit der Hansa angemaßt hatten, eifersüchtig wurden, und diese aus der Hansa zu treten zwangen; hierzu kam, daß sie jetzt, nach Einführung eines ordentlichen Steuerfußes und nach Einziehung vieler reichen Stifter, der Geldbeiträge nicht mehr so sehr bedurften, auch ihr Ansehn durch die stehenden Soldaten besser behaupten konnten. Die vorzüglichste Ursache des Falles der Hansa lag aber darin, daß die mächtigsten europäischen Fürsten im sechszehnten Jahrhundert die Nothwendigkeit einer Seemacht, die sich auf eigne Schifffahrt gründet, und der Belebung der Handlung ihrer eignen Unterthanen zu fühlen anfingen. Kaiser Karl V. machte den Anfang, indem er seinen Niederländern, (welchen die Hansestädte so lange sie konnten die Ostsee sperr-

ten, und sich ihnen überall in den Weg stellten) alle mögliche Handlungsvortheile zuzuwenden suchte, und darin um so glücklicher war, da ihm der Widerwille der nordischen Kronen gegen den Bund zu statten kam, vermöge dessen Dänemark den Niederländern die Ostsee öffnete. Eben so sehr war Elisabeth von England bemüht, die Vortheile, welche der Bund in der englischen Handlung gehabt hatte, zu schmälern und sie ihren Unterthanen zuzuwenden. Indeß gelang es doch vorzüglich Hamburg, welches sich überhaupt bei dem Verfall des Bundes sehr klug betrug, die brittische Handlung so gut nur möglich war an sich zu behalten. Mit dieser Politik der mächtigsten europäischen Mächte steht die Entdeckung von Amerika und die Schifffahrt der Portugiesen nach Afrika in genauer Verbindung. Schon im sechszehnten Jahrhundert traten daher viele Städte aus dem Bunde, dessen Thätigkeit und Gewerbe in der letzten Hälfte desselben abnahm. Im Jahre 1626 und 1628 veranlaßte Kaiser Ferdinand II., welcher die Absicht hatte, sich der ganzen Ostsee zu bemächtigen, eine Zusammenkunft der Städte Lübeck, Hamburg, Rostock, u. a., um sie gegen Versprechung großer Vortheile im spanischen Handel zum Beistand zu der erwähnten Absicht aufzufordern; allein die

Furcht vor den nordischen Seemächten nöthigte sie, diese Gelegenheit, neue Stärke zu gewinnen, vorbeigehn zu lassen. Nachmals wurde wieder, im Jahre 1630, ein Hansatag ausgeschrieben; allein viele Städte blieben ganz aus, und die übrigen erklärten ihre Abneigung gegen Fortsetzung des Bündnisses. Man nimmt daher das Jahr 1630 mit Recht als das völlige Ende des großen Bündnisses an. Nur die Städte Lübeck, Hamburg und Bremen erneuerten ihren Bund, und führen seit dieser Zeit allein den Namen der Hansestädte. Diese drei genannten Städte sind noch im Besitze des deutschen Hofes oder Stahlhofs in London, und der Hanseatischen Häuser zu Antwerpen und Bergen. Sie halten auch gemeinschaftlich an jedem dieser Oerter einen Agenten und Hof- und Hausmeister; außerdem halten sie noch zu Berlin, Cadix, Lissabon, Madrit, Malaga, Paris und Petersburg gemeinschaftlich ihre Agenten und Consuln. Auch wurde im Jahre 1662 den Städten Bremen und Hamburg wie auch Danzig die Befreiung von der englischen Navigationsacte zugesichert. „Die Auflösung der Hansa — sagt Roude — datirt den Verfall der deutschen Handlung; Finanzkünste und militairischer Geist hätten sie völlig zu Grunde ge-

richtet, wenn ihr nicht die Freiheit einiger Reichsstände Zuflucht und Gedeihen verschafft hätte.“

51) Die ernstliche Kinderschlacht.

Die Jugend, die alles nachahmt, hatte im Rheingau, wo sie schon so lange an Krieg und Schlachten gewöhnt ist, sich auch im Kleinen oft nach Regeln der Tactik die Köpfe wundgeschlagen. Dies war an mehrern Orten geschehn, aber das merkwürdigste Beispiel ereignete sich am Ende des Januars 1796 zwischen den Knaben von Ober- und Nieder-Walluf, zweier an einander liegenden Oerter, die sich in Regimenter mit Officieren und Generalen organisirt hatten, um Krieg miteinander zu führen.

Die vom erstern Dorfe, zu schwach, um es mit der überlegenen Anzahl des letztern im freien Felde aufnehmen zu können, legten zu ihrer Vertheidigung eine Verschanzung an, die, zunächst an ihrem Dorfe erbaut, ihnen jedesmal einen sichern Zufluchtsort gewährte, so oft sie von der Uebermacht in die Flucht geschlagen wurden. Der Feldherr der Nieder-Walluffer aber, eines Scheerenschleifers Sohn, ein kühner Junge von 14 Jah-

ren, durstig nach Ruhm und Thaten, und stolz auf die große Anzahl der nicht minder kühnen Jugend, die ihn zum Anführer gewählt hatte, beschloß diesen Tag, den feindlichen Schlupfwinkel, in dem sich die geschlagne Armee aufs neue verborgen hatte, sey er auch noch so fest, einmal für allemal mit stürmender Hand zu erobern. Er sandte zu dem Ende dreimal nacheinander einen Trompeter hinein, und ließ sie zur Uebergabe auffordern.

Dieser Entschluß brachte die schwache Anzahl der Belagerten zu einem verzweifelten Gedanken, den ihnen einige Vorübergehende eingeflößt hatten. Man war von beiden Seiten bis jetzt nur gewohnt, mit Steinen und hölzernen Säbeln zu fechten. Doch, da wahrscheinlich unter diesen Knaben das Völkerrecht noch unbestimmt war, trugen letztre kein Bedenken, ein schreckliches Mittel zu ihrer Rettung zu wählen. Sie behielten alle drei Trompeter gefangen zurück, und unter der Zeit liefen ihrer zwölf bis funfzehn nach Hause, die Flinten ihrer Väter, die gerade damals auf dem Felde abwesend waren, zu hohlen. Sie wurden geladen, und so lange verborgen gehalten, bis die Tollkühnheit des feindlichen Feldherrn das Zeichen zum Sturm geben würde.

Dieser, aufgebracht über das treulose Verfahren mit seinen Trompetern, beginnt mit stürmen-

der Eile den Angriff. Aber in dem Augenblicke, wo er den Verschanzungen sich näherte, schmetterte ein Hagel von Steinen, Schroot und Kugeln, unter Krachen und Dampf gegen seine Kolonnen; mehrere fielen zu Boden, viele triefften verwundet von Blut. Der vierzehnjährige Feldherr allein blieb sich gleich, ließ mit der größten Gegenwart des Geistes die Verwundeten zurückbringen, sammelte seine Mannschaft, und stürzte mit aller Wuth auf die treulosen Buben in der Schanze los, die sich sogleich im Schrecken über ihren begangenen Fehler aus ihrem Schlupfwinkel durchs Dorf, in den benachbarten Wald retirirten.

Mit einem Theile seines Heers ließ nun der Sieger die Flüchtlinge verfolgen, indessen er mit den übrigen die Ausführung einer noch kühnern That beschloß. Das ganze feindliche Dorf sollte in Schrecken und Contribution gesetzt werden. Man zog nach dem Hause des Schultheißen, und ließ ihn durch einen Trompeter auffordern. Ein Steinhagel regnete überall, wo man sich widersetzen wollte. Doch ließ man sich endlich von den zahlreich herbeigeeilten Männern, theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen hinlänglicher Genugthuung, zum Rückzug bewegen.

So endigte sich diese merkwürdige Knabenexpedition, die auf beiden Seiten viele leichte Hieb-

wunden, und Contusionen, den Siegern aber das Unglück zuzog, daß sechse von ihnen, von Schroot und Kugeln verwundet, darniederlagen. Einem war die Ferse abgeschossen, und ein andrer schwer in die Brust verletzt. Die Sache wurde von den Ortsobrigkeiten zu Protocoll genommen, von den Richtern untersucht, und diejenigen, welche den Knaben diesen gefährlichen Entschluß eingeflößt hatten, wurden bestraft.

52) Schmeichelei eines Chinesischen Gesandten.

Als im Jahre 1733 der chinesische Gesandte bei der Audienz in Petersburg von der Kaiserin Anna gefragt wurde, wen er für das schönste Frauenzimmer in der Gesellschaft hielte? sagte er: es würde sehr schwer seyn, in einer sternhellen Nacht zu sagen, welches der schönste Stern sey.

53) Königsmark in der Audienz.

Es ist Sitte, daß ein Gesandter bei der ersten Audienz eine Anrede in der Sprache seines Landes hält, wenn gleich die, zu welchen er redet, kein Wort davon verstehn. Als der Graf Königsmark als schwedischer Gesandter am französischen Hofe seine Antritts-Audienz hielt, blieb er mitten in der wohlstudirten Rede stecken. Aber, ohne sich zu geniren, fuhr er in Einem Strich fort, das Vaterunser und endlich auch den Glauben auf schwedisch herzusagen, indem er dabei seine tiefen Verbeugungen und Gestikulationen, wo möglich noch verdoppelte. Der französische Hof merkte nichts; im Gegentheil hatte man mit großer Andacht zugehört. Daß aber die, welche in seinem Gefolge waren, alle Fassung nöthig hatten, um nicht in lautes Gelächter auszubrechen, kann man denken.

54) Vorschlag zu einem nützlichen Traumbuche.

Daß unsre Seelen, die eine mehr, die andre weniger, ein gewisses Ahndungsvermögen besitzen, und daß sich dieses am meisten in Träumen äußere,

ist bei mir (sagt ein Arzt) beinahe unerschütterliche Ueberzeugung geworden. Ich habe so viel davon gehört und gelesen, und an mir selbst so manche Erfahrung gemacht, daß ich immer mehr in diesem Glauben bestärkt worden bin.

Es ist auch sehr begreiflich, daß gerade im Schlaf der Mensch diese ihm eigne Kraft am ersten zu äußern im Stande ist. Die Eindrücke von außen mangeln, und so kenne ich keine natürlichere Beschäftigung für ihn — wenn er doch nicht einen Augenblick unthätig seyn kann — als daß er für sich die Geschäfte und Begebenheiten des verflossenen Tages wiederhohlt, darüber Randglossen macht, und, wenn er damit fertig ist, nun im Gebiete der Zukunft herumschwärmt. Daß diese Sachen meist verworren durcheinandergehn, rührt vielleicht daher, weil Hülfe von außen, an die er gewöhnt ist, weil Sinnenbeihülfe fehlt; oder vielleicht scheint es uns auch nur verworren, weil der Schlaf die Besinnungskraft hemmt.

Doch ich breche hier ab, und gehe nun zu der Hauptsache, die ich beabsichtige, über.

Mir sind nehmlich manchmal Dinge begegnet, wo ich hätte schwören wollen, sie hätten sich genau schon einmal ereignet. Ich sann hin und her, und siehe da, einigemal glückte es, daß ich mich wirklich lebhaft erinnerte, alles vorlängst geträumt zu

haben. Dies und die merkwürdigen Beispiele, die Moritz in seinem Magazin zur Erfahrungsseelenkunde aufstellte, bewogen mich, mit dem ersten Januar ein Traumbuch für mich anzufangen, welches ich folgendermaaßen bewerkstelligte.

Ich nahm mir vor, mich, sobald ich über einen Traum erwachte, völlig zu ermuntern, im Bette aufzurichten, auch wol dasselbe zu verlassen, und nun völlig wachend den gehabten Traum fest ins Gedächtniß zu fassen, damit er mir am Morgen desto erinnerlicher sey. Dies gelang, ja, wenn ich mich mit Wiederhohlung des Traums niederlegte, träumte ich ihn sogar vollends aus, wenn er zuvor nicht beendigt war.

Am Morgen schrieb ich ihn gleich mit allen Umständen nieder, suchte die Veranlassung desselben in den Gesprächen, Geschäften oder Begebenheiten des vorhergegangenen Tages auf, schrieb sie bei, und zog aus den andern Gestalten oder Ansichten, die die Sache durch die Bearbeitung des Geistes in der Nacht bekommen hatte, Klugheitsregeln oder moralische Lehren für mich. Und konnte ich schlechterdings keine Veranlassung zum Traume in dem vorhergegangenen Tage finden: so schrieb ich ihn einfach nieder.

Das Ding machte mir aber viel Mühe, ob ich gleich nicht jede Nacht träumte, oder vielmehr über

Träumen nicht munter geworden war, und so ließ ichs liegen.

Am Schlusse des Jahrs bekam ich mein Traumjournal wieder zufällig in die Hände, und wie erstaunte ich, als ich den achten Januar einen Traum aufgezeichnet hatte, der den vierzehnten Juny pünktlich in Erfüllung gegangen war, nur daß die Hauptperson im Traume einen andern Nahmen hatte; die andern waren alle richtig angegeben, und mit dieser Hauptperson hatte sich schon vor dem vierzehnten Juny etwas ereignet, was man ihr den achten Januar nimmermehr zugetraut hätte. Es schien, als habe mich mein Geist vor ihr warnen wollen.

Dies zum Beweise, warum ich so sehr von dem muthmaßlichen Ahndungsvermögen unsrer Seele eingenommen bin.

Vielleicht veranlaßt meine Erzählung den Einen oder den Andern, der Zeit und Lust dazu hat, ähnliche Proben zu machen. Es ist wenigstens, und kann keine schädliche Beschäftigung werden, wenn man dabei nicht schwärmt.

Ich kenne einen gebildeten Gärtner, der es jedesmahl beim Aufstehen weiß, daß er denselben Tag Verdruß haben werde. Er erzählte mir dieses mit weinenden Augen, weil er hierin ein widriges Schicksal zu finden glaubte, indem es ihm schlech-

terdings unmöglich wäre, diesem Zanke auszuweichen, oder ihm zuvorzukommen. Ich untersuchte genau seinen körperlichen Zustand, und dieser bestimmte mich, ihm ein Brechmittel zu empfehlen, wenn er wieder von Zanken und Prügeln geträumt habe. Er folgte meinem Rathe, das Brechmittel leerte viele Galle und Schleim aus, der friedliebende Gärtner — zankte sich an diesem Tage nicht — und blieb lange von solchen Träumen verschont.

55) Die Parlementssitzung in London.

Das Gebäude in London, worin sich das englische Parlement versammelt, heißt Westminsterhall. Derjenige Saal, worin das Oberhaus zusammenkommt, wird das Haus der Lords genannt. Er ist groß, hoch, und alles ist darin sehr regelmäßig angeordnet. Er ist mit Tapeten behangen, welche die Republik Holland der Königinn Elisabeth geschenkt hat, und welche die Niederlage der spanischen unüberwindlichen Flotte vorstellen. Diese Niederlage ist in verschiedenen Desseins ausgeführt. Zuerst sieht man die spanische Flotte, wie sie zu verschiedenen Malen an den englischen Küsten liegt, nebst der Handvoll Engländer,

die sie verfolgt, den Ort und die Stellung der Flotten, da sie das Treffen lieferten, und endlich ihren Rückzug. An den Wänden herum sind vergoldete Wandleuchter. Am obern Ende des Saals ist der Thron, worauf der König bei feierlichen Gelegenheiten in seinen königlichen Kleidern, mit der Krone auf dem Haupte und mit allen königlichen Insignien geschmückt, sitzt. Zur rechten Hand des Throns ist ein Sitz für den Prinzen von Wallis, und zur Linken für die andern Personen von der königlichen Familie. Hinter dem Throne sind Plätze für die jungen Pairs, die noch keine Stimme im Parlement haben. Etwas weiter unten zur rechten Hand des Königs sind die Sitze der zwei Erzbischöfe, und ein wenig unter diesen die Bänke der Bischöfe. Auf der Seite gegenüber sitzen die Pairs, die ihren Rang vor den Barons haben. Der Präsident des Staatsraths, und der geheime Siegelbewahrer, haben ihren Platz, wenn sie Barons sind, über alle Herzoge, Markgrafen und Grafen; der Marschall, Lordhofmeister und Lordkämmerer vor allen denen, die sonst gleichen Adel mit ihnen haben. Gerade vor dem Throne liegen die Wollsäcke queer über den Saal, auf welchen die hohen Rechtsgelehrten sitzen. Der Lord-Oberkanzler oder Großsiegelbewahrer folgt auf den, der dem Throne am nächsten ist, mit dem großen Reichs-

siegel und Scepter neben sich. Er ist seiner Würde nach Sprecher im Oberparlement. Auf den zwei andern Wollsäcken, die diesen parallel liegen, sitzt der Lord-Oberrichter, der Rollenbewahrer (in der Kanzley) und die andern Richter. Diese haben keine Stimme im Parlement, sondern warten nur, bis sie in Rechtspunkten um Rath gefragt werden. Der Grund, warum diese Herren auf Wollsäcken sitzen, mag vermuthlich der seyn, sie dadurch zu erinnern, wie wichtig dieser Nation die Wollenmanufakturen sind. Der königliche Sekretair und der des Parlements sitzen hinter einem Tisch auf einer Bank.

Wenn der König mit der Krone auf dem Haupte zugegen ist, so bleiben die Lords unbedeckt, und die Richter stehn, bis der König ihnen Erlaubniß giebt, Platz zu nehmen. Ist der König auch nicht zugegen, so machen die Lords doch dem Throne ihre Verbeugung. Die Richter können sich dann setzen, dürfen sich aber nicht eher bedecken, als bis der Lordkanzler oder Siegelbewahrer ihnen ein Zeichen giebt, daß die Lords es ihnen erlauben. Die Rechtsgelehrten sitzen auch, dürfen sich aber in keinem Fall bedecken.

Dieses Haus, in Verbindung mit dem Könige und den Gemeinen, hat die Macht, nicht allein Gesetze zu geben und aufzuheben, sondern auch das

höchste

höchste Reichsgericht zu verwalten. Sie verhören alle, die von den Gemeinen angeklagt werden, und sprechen los oder verdammen, ohne einen Eyd zu schwören, legen blos die rechte Hand auf die Brust, und sagen schuldig, oder unschuldig, auf meine Ehre. Sie nehmen auch Appellation von allen andern Gerichtshöfen an, und verwerfen sogar zuweilen die Schlüsse der Kanzley. Aber die Entscheidung des höchsten Tribunals ist unveränderlich.

Alle Lords, sowohl geistliche als weltliche, haben das Recht, Bevollmächtigte zu stellen, die an ihrer Stelle votiren, wenn sie selbst wegen Krankheit, oder andrer Ursachen nicht erscheinen können; aber die Bevollmächtigten sind verbunden, beim Anfange jeder Sitzung in eigener Person zu erscheinen. Wenn die Lords ihre Stimme geben, so fangen sie bei dem jüngsten oder untersten Baron an; alsdann folgen sie in regelmäßiger Ordnung. Jeder antwortet besonders: zufrieden oder: nicht zufrieden. Sind die bejahenden oder verneinenden Stimmen gleich, so gelten die verneinenden. Der Sprecher hat keine Stimme, außer wenn er ein Pair des Reichs ist.

Das Unterhaus oder Haus der Gemeinen ist auf der südöstlichen Seite von Westminsterhall. Es ist ein großer bis an die Decke ausgetäfelter Saal, mit Gallerieen versehn, welche von

metallnen Säulen getragen werden, die von korinthischer Ordnung sind. In der Mitte hängt von der Decke ein schöner Leuchter herab. Am obern Ende hat der Sprecher auf einem erhabenen Sitze seinen Platz, welcher hinten mit korinthischen Säulen und dem königlichen Wappen am Pediment geziert ist. Vor ihm ist ein Tisch, an welchem der Sekretair und sein Assistent, neben ihm auf beiden Seiten gerade dem Stuhle gegenüber sitzen. Auf jeder Seite, sowohl unten als auf den Gallerieen, nehmen die Mitglieder ihren Platz untereinander, ohne Rangordnung. Der Sprecher und die Sekretaire tragen im Parlement immer lange Röcke, so wie die juristischen Professoren am Gerichtstage. Aber die übrigen Mitglieder tragen keine besondre Staatskleider.

Dieses Haus hat mit dem Oberhause gleichen Antheil an der Gesetzgebung. Kein Gesetz darf ohne Einwilligung der Gemeinen, welche die Freiheit des Volks zu beschützen haben, gegeben werden. Und da sie in Gerichtssachen die höchste gerichtliche Untersuchung der Nation haben, so kommt ihnen das Recht zu, die größten Lords, sowohl geistliche als weltliche, anzuklagen.

An dem Tage, der von dem Könige zu einer Parlementssitzung durch eine Einladungsschrift bestimmt

ist, fährt der König in einem Staatswagen mit acht schönen Pferden bespannt, selbst nach dem Oberhause.

Entweder bei Eröffnung oder Endigung der Sitzung, wird das Geschütz im Park gelöst. Der König geht nun zuerst in ein Zimmer, das an den Parlementssaal anstößt, welches das Prinzenzimmer genannt wird. Daselbst legt er seine Kleider an, setzt die Krone auf, und wird von da vom Lordkämmerer in den Parlementssaal geführt, wo sich schon alle Lords in ihren scharlachenen Kleidern befinden. Hat sich der König auf den Thron gesetzt, so schickt er den außer den Schranken stehenden Gerichts-Diener mit dem schwarzen Stabe zu den Gemeinen. Dieser geht bis an die Schranken im Unterhause, macht eine Verbeugung, geht einige Schritte weiter, wiederhohlt die Zeichen der Ehrerbietung zum zweiten- und drittenmale, und sagt: „Ihr Herren von dem Hause der Gemeinen, der König befiehlt diesem ehrwürdigen Hause, unverzüglich vor ihm im Oberhause zu erscheinen.“

Wenn sie erschienen sind, so liest der Lordkanzler die Rede des Königs dieser großen Versammlung vor. Dann begiebt sich der König eben so wieder weg, wie er gekommen ist.

Den Gemeinen befiehlt der Lordkanzler oder Siegelbewahrer im Namen des Königs, sich einen Sprecher zu erwählen, worauf sie sich wieder in

ihr eignes Haus begeben. Entsteht keine Uneinigkeit, so führt man die gewählte Person von ihrem Sitze bis an die Schranken des Oberhauses, und von da zum Stuhle, während dem man sich dreimal verbeugt. Wenn der Gewählte seinen Platz eingenommen hat, so steht er auf, und dankt dem Oberhause für die Ehre, die ihm erwiesen worden sey, und bezeugt, mit freilich etwas übertriebener Bescheidenheit, daß er seine Unfähigkeit erkenne, einem so wichtigen Amte gehörig vorzustehn, und bittet, man möge nur eine andre, geschicktere Person wählen. Da das aber natürlicher Weise nicht bewilligt wird, so unterwirft er sich dem Willen des Parlements. Hat dieser Gewählte nun die Direktion des Unterhauses empfangen, so erscheint er nicht eher wieder, als bis auf den Tag, der zu irgend einem Vorhaben bestimmt ist.

56) Das schnellverwandelte Portrait.

Friedrich der Zweite hatte eine Dose machen lassen, worauf ein possierlicher Affe gemahlt war. Diese schenkte er einem seiner Lieblinge, dem Grafen S., mit welchem er oft seinen Scherz zu treiben pflegte, um zu hören, was dieser dazu sagen

würde. Der Graf dankte ehrerbietigst, und schien sich äußerst zu freuen. Kaum aber war er von der königlichen Tafel aufgestanden, so schickte er augenblicklich einen Bothen mit der Dose nach Berlin, ließ den Affen herausnehmen, und des Königs Bildniß an dessen Stelle hineinsetzen, und zwar so eilig, daß er sie den folgenden Morgen schon wieder hatte. Der Graf speisete den Mittag wieder bei dem Könige. Da dieser sah, daß er eine Prise aus der nehmlichen Dose nahm, die er ihm den Tag vorher geschenkt hatte, so sagte er: „was gilts, die Dose gefällt ihm?"

„Ja, Ew. Majestät," erwiderte der Graf, „sie ist mir um so lieber, weil auf derselben das mir so verehrungswürdige Bildniß Ew. Majestät steht."

Der König stutzte etwas über diese Antwort; er ließ sich die Dose geben, wurde überrascht, da er die Abänderung derselben sah, und sagte: „sein Einfall ist sinnreich und macht ihm Ehre." Nach der Tafel rief er den Grafen in sein Kabinet, schenkt ihm eine andre, sehr prächtige, Dose, worauf sein Bildniß stand, mit den Worten: „ich bin auf seiner Tabatiere nicht so recht getroffen, hier ist ein ähnlicheres Portrait von mir."

57) Richelieu und der ins Wasser geworfene Candidat.

Der Abbé Boisrobert hatte einen Neffen, welchen er dem Cardinal Richelieu gern zur weitern Beförderung vorstellen wollte. Der Cardinal ging eines Tages in dem Garten seines Pallastes, um ein großes Bassin spazieren, umgeben von einer so großen Menge von Hofschranzen, daß der Abbé sich vergebens in den Haufen hineinzudrängen suchte, und endlich alle Hoffnung aufgab, sich und seinen Neffen auf die gewöhnliche Art bemerkbar zu machen. Nach langem Hin- und Herssinnen, ergriff er endlich seinen Neffen, der am Rande des Bassins neben ihm stand, und warf ihn ins Wasser. Es war indessen nicht so tief, daß es Gefahr gehabt hätte; aber doch tief genug, um tüchtig eingenetzt und beschmutzt zu werden. Dieser Vorfall machte natürlicherweise Lerm unter dem Gefolge des Cardinals, einige schrieen, andre lachten; der Cardinal kehrte sich um, und wollte wissen, was es wäre? „es ist mein Neffe, (sagte Boisrobert, der sich indessen, bis zu dem Cardinal vorgedrängt hatte) den ich Ew. Eminenz präsentire und zu Gnaden empfehle, er hat deren sehr vonnöthen.“ Diese neue Art jemanden zu präsentiren, kam dem Cardinal sehr lustig vor. Des

Abends beim Schlafengehn ließ der Cardinal Boisrobert rufen, und sagte zu ihm: „Sind Sie nicht ein Narr, Abbé, daß Sie mir ihren Neffen in dem Aufzuge vorstellten, worin er diesen Morgen war?“ — „Ich weiß, was ich thue, gnädiger Herr, (sagte der Abbé,) hätte ich ihm Ew. Eminenz, so wie einen andern seines gleichen vorgestellt, so würden Sie auf ihn keine Acht gegeben haben; aber mittelst dieser kleinen Wendung hoffe ich, Ew. Eminenz werden sich seiner erinnern, und nicht vergessen, etwas für einen Menschen zu thun, der sein Leben daran gewagt hat, um das Glück zu haben, Ihnen vor Augen zu kommen.“ Der Cardinal erinnerte sich wirklich des Neffen nach einigen Tagen, und gab ihm eine gute Pfründe, auf die der junge Mann sonst vermuthlich noch lange hätte warten können.

58) Ein beißender Einfall.

Einige Berliner Kaufleute waren zum Besuch in Hamburg. Sie hatten viel von dem bekannten Witzling Dreyer, und seinen lustigen Einfällen gehört, so daß sie sehr wünschten, den Mann kennen zu lernen. Sie baten ihn also auf einen

Nachmittag und Abend zu sich. Er kam; da er aber merkte, daß die Herren ihn zum Lustigmacher brauchen wollten, so war er stumm, oder wenigstens im höchsten Grade einsylbig. Jene mußten sich in Geduld fassen, und erwarten, ob etwa der Wein Wirkung auf ihren Gast thun, und ihn gesprächiger machen würde. Er saß aber noch immer ernsthaft da, daher sie ihm endlich ihren Wunsch mit dürren Worten sagten. Er erfüllte ihn aber nicht eher, als bei Tisch, und das auf eine Art, die ihnen gewiß nicht lieb war. Es wurde nehmlich ein Stück Rindfleisch, nebst den Markbeinen aufgetragen. Sie ließen sich das Mark besonders wohl schmecken. Als Dreyer dies bemerkte, stieß er auf einmal einen tiefen Seufzer aus. Man fragte ihn, was ihn dazu veranlasse? „Ach!" sagte er, „ist es nicht ein Jammer, wenn man so sehn muß, wie heut zu Tage die Kinder den Eltern das Mark aus den Knochen saugen?"

59) Das Wein-Verzeichniß.

In Wien ist der Gebrauch, daß bei vornehmen Schmausereien der Wirth einem jeden seiner

Gäste ein Verzeichniß der verschiednen zum Gastmahle bestimmten Weine unter den Teller legen läßt, um ihnen dadurch die Wahl zu erleichtern. Herr von Bußy, der sich nur kurze Zeit in Wien aufhalten konnte, wollte, da er traktirte, diese Art des Luxus lächerlich und verächtlich machen, und legte unter die Gedecke Listen mit ausserordentlich vielen Weinen, so daß, außer dem Rhein- und Franzweine fast kein Wein in der Welt war, der nicht in dem Verzeichnisse gewesen wäre. Mehrere Gäste erstaunten bei dem Anblick dieser langen Reihe der kostbarsten Weine, und gaben dem Wirthe ihre Verwunderung darüber zu erkennen.

„Lesen Sie nur die Ueberschrift, meine Herren" (sagte dieser). Die Ueberschrift hieß: Verzeichniß der Weine, die ich nicht habe."

60) Der Scythen nachdrucksvolle Zeichensprache.

Darius, König der Perser, wollte die Scythen oder heutigen Tartaren, eine arme, aber tapfre Nation, die ihr ganzes Glück in die Freiheit setzte, unterjochen. Er ließ sich von ihnen auf

diesem Feldzuge mit seiner Armee in wüste Gegenden locken, wo er weder vor- noch rückwärts wußte. In dieser trostlosen Lage erschienen Scythische Abgesandte mit Geschenken, die zwar nicht prächtig, aber desto bedeutungsvoller waren. Sie bestanden in einem Vogel, einer Maus, einem Frosche, und fünf Pfeilen. Das war eine Sprache, für die man sich mit keinem Dollmetscher versehen hatte. Die Gesandten selbst wollten sich näher darüber erklären, allein Darius hatte es bald heraus. Es ist ja klar, so sprach er sich und den Seinigen Muth ein, sie übergeben uns Erde, Wasser, Luft, und ihre Waffen, das heißt, sich und ihr Land. Gobrias, ein vornehmer Perser, schüttelte den Kopf zu diesen Komplimenten, die sein König, auf Rechnung der Scythen sich selbst machte. Er traucte diesen, und wie der Erfolg bald zeigte, mit Recht, so viele Artigkeit nicht zu, und meinte, sie wollten vielmehr den Persern zu verstehen geben: daß, wenn sie nicht wie Mäuse unter der Erde sich durchgraben, oder als Vögel in die Lüfte sich erheben, oder als Frösche durch die Pfützen entschlüpfen könnten, so würden sie durch die Pfeile der Scythen hier umkommen. Darius sah sich wirklich auch genöthigt, nachdem er in diesem Kriege viele Menschen verlohren hatte, eiligst die Flucht zu ergreifen, und diese Nation in Ruhe zu lassen.

61) Das Gewicht des guten Namens.

Der gelehrte Franz Aretin, Professor auf der Universität zu Ferrara, bediente sich einer eigenen List, seine Schüler zu überzeugen, wie nöthig es sey, für einen ehrlichen Mann gehalten zu werden.

Die Fleischhauer zu Ferrara ließen nehmlich das Fleisch die ganze Nacht über in dem Fleisch-Hause. Aretin ging einmal mit seinem Diener, ehe es Tag wurde, dahin, und nahm, nachdem er die Kisten erbrochen hatte, alles Fleisch heraus, und ließ es wegtragen. Zwei Studenten, die ihrer leichtfertigen Streiche wegen allgemein bekannt waren, wurden dieses Diebstahls beschuldigt, und gefangen gesetzt. Aretin verfügte sich darauf zu dem Herzoge von Ferrara, Herkules, und nahm die ganze Schuld über sich. Allein je ernsthafter er versicherte, daß er der Thäter sey, um so strafbarer hielt man die Gefangnen; denn Niemand erkühnte sich, einen Professor, der wegen seiner Gelehrsamkeit und seines musterhaften Lebenswandels überall in großer Achtung stand, wegen dieser That in Verdacht zu ziehn. Nachdem er aber endlich die Sache außer allen Zweifel gesetzt hatte, so gab er auch die Absicht, die er bei dieser sonderbaren Handlung gehabt habe, zu erkennen, welche nehm-

lich die war, das Gewicht und das Ansehn eines guten Namens auf eine recht einleuchtende Art zu beweisen.

6.) Der wohl-verborgne Schatz.

Im Jahre 1789 starb ein reicher Mann in Paris, der seine Erben in die tiefste Trauer versetzte, weil sie seine Schätze nicht finden konnten. Der eiserne Geldkasten war leer. Entsetzlich! wo ist sein Geld? Man nimmt die Bedienten in Verhaft, man durchbohrt die Mauern, man untersucht alle Lehnstühle, man hebt die Fußboden auf, man gräbt die Keller um, alles umsonst. Man inventirt, man taxirt alle Meublen, alle Bijouterien ꝛc., aber alles dieses war keine Schadloshaltung wegen der vermißten klingenden Münze. Man geht zuletzt in die bestäubte Bibliothek, dasjenige Zimmer, welches am wenigsten besucht worden war. Die oberste Reihe war eine Sammlung großer Folianten, welche die heiligen Kirchenväter enthielt. Der Bediente nimmt einen heraus, um ihn dem Taxator zu zeigen. Der schwere Band fällt ihm aus der Hand auf die Erde, und siehe da! 3000 Louisd'or springen dem heiligen Chrysostomus aus

dem hohlen Bauche. Seine Nachbaren, der heilige Gregorius, Augustinus, Hieronymus, Basilius geben alle gleichfalls das ihnen anvertraute Geld wieder her.

Der Reiche hatte sein Geld zwischen die Blätter der Folianten geleimt, in der richtigen Meinung, daß es da am sichersten verwahrt seyn würde.

63) Saintfoy führt seinen Gläubiger an.

Der Dichter Saintfoy in England war einem Juden hundert Ducaten schuldig, die er nicht bezahlen konnte. Sein Gläubiger traf ihn von ungefähr bei einem Barbier, der ihm so eben den Bart eingeseift hatte. Der Jude mahnte ihn auf der Stelle. Saintfoy fragte ihn, ob er nicht wenigstens so lange warten wolle, bis dieser Herr da ihm den Bart würde abgenommen haben.

„O ja — antwortete der Jude — recht gerne."

„Nun, Sie sind Zeuge, mein Herr," sagte der Dichter hierauf zum Barbier, stand auf,

wusch sich die Seife ab, und ging mit ungeschornem Barte davon. —

64) Künstliche Perlen.

Die künstlichen Perlen sind die Erfindung eines französischen Paternostermachers, Jaquin. Man erzählt, daß der Erfinder, als er einmal auf seinem Landhause in Paßy gewesen sey, wahrgenommen habe, daß gewisse kleine Fische, die man im Französischen Ablettes und im Deutschen Weißfische nennt, das Wasser silberfarbig machten. Er ließ dieses Wasser eine Zeitlang stehn, damit sich die fremde Materie setzen möchte, und fand auf dem Grunde des Gefäßes einen Niederschlag, der einen Glanz, wie die schönste Perlmutter hatte. Dieses war hinlänglich für ihn, um ihn auf die Gedanken zu bringen, seine Entdeckung sich insgeheim zu Nutze zu machen. Anfangs begnügte er sich mit dieser Materie, welche er Perlenessenz nannte, kleine Kügelchen, die er bald von Alabaster rund drechselte, bald aus einer weichen und am Feuer getrockneten Materie bildete, äußerlich zu überziehn. Da insgemein alles, was neu ist, Beifall findet, so bekam diese Erfindung bald Liebhaber

und Bewunderer. Allein es währte nicht lange, so thaten die Damen, für welche diese Entdeckung besonders gehörte, den Ausspruch, daß sie noch nicht ihre Vollkommenheit hätte. Sie hatten wahrgenommen, daß besonders der Leim, mit welchem die Perlenessenz auf die Kügelchen aufgetragen war, viele Unbequemlichkeiten verursachte. Die Wärme machte ihn schmelzen, die Perlen klebten am Halse an, und ließen die Fischschuppen auf demselben zurück. Dieser Zufall machte, daß der Künstler auf andre Mittel bedacht seyn mußte. Er ließ kleine gläserne Kügelchen blasen, überzog sie inwendig mit seiner Fischmaterie, und brachte bald Halsschnüre zum Verkauf, welche alles übertrafen, was man bisher Schönes in dieser Art gesehen hatte.

Alle künstlichen Perlen erhalten ihre Farbe vermittelst der sogenannten orientalischen Essenz, mit welcher man die inwendige Fläche überzieht. Diese Essenz ist, wie schon gesagt, nichts anders als die silberfarbige Materie, welche man von den Schuppen der Weißfische bekommt. Es werden nicht weniger als 4000 solcher kleinen und größern Fische erfordert, um ein Pfund Schuppen zu erhalten, welche jedoch nicht mehr als 8 Loth Perlenfarbe geben, so daß ungefähr 18 bis 20,000 Fische erfordert werden, um ein Pfund von dieser glänzenden Feuchtigkeit zu bekommen. Diese Perlen-

essenz wird nie allein gebraucht, sondern mit Fischleim, der im Wasser aufgelöst und nachher durch eine feine Leinwand durchgeseiht wird, vermischt. Die Schönheit der Perlen hängt vornämlich von dem Verhältnisse dieser Mischung ab. Wenn die Perle überzogen ist, so wird sie mit Wachs ausgegossen und mit Papier versehn.

Die Künstler in diesem Fache sind vorzüglich darauf bedacht, alles was die Natur von Perlen hervorbringt, sorgfältig nachzuahmen, so daß man ungleiche, birnförmige, wie Oliven oder Mandeln gestaltete Perlen in ihren Magazinen antrifft. Die Kunst geht so weit, daß man unter dem Namen Plaque gewisse Stücke vermittelst der Perlenessenz macht, welche die Natur in demjenigen nachahmen, was die Juwelierer Perlenschale nennen. Zuweilen belegt man diese Plaquen mit Schmelz von verschiednen Farben, giebt ihnen auch eine verhältnißmäßige Lage, in der Absicht, eine Arbeit von Edelsteinen vorzustellen, und damit sie desto lebhafter ausfallen, legt der Künstler noch Blättchen von Metall unter.

Ehemahls machte man die falschen Perlen blos von Glas, und gab ihnen inwendig einen Ueberzug von Queckfilber. Nach diesem bediente man sich eines feinen Fischleims, den viele Künstler auch noch heut zu Tage gebrauchen. Aber alles dieses

ist

ist weit unter den Perlen, welche mit der Essenz von dem Weißfisch bereitet werden. Diese kommen dem Glanze und dem Wasser der feinen Perlen so nahe, daß das Auge vollkommen getäuscht und die Stelle der ächten Perlen, ohne einen bemerkbaren Unterschied, vertreten wird.

65) Der Salat des Pabst Sixtus V.

Sixtus V. erinnerte sich, als Pabst, gar nicht mehr eines gewissen Advocaten, mit dem er ehemals, da er noch der Franziscaner Montatto war, in vertrauter Freundschaft gelebt hatte. Der ehrliche Advocat war krank. Er war äußerst dürftig, und es fehlte ihm also an jeder Art von Pflege und Unterstützung. Ganz von ungefähr brachte seine alte Wirthin den päbstlichen Leibarzt zu ihm; und eben so von ungefähr erwähnte dieser des kranken Advokaten und seiner Dürftigkeit gegen den Pabst. Sixtus lenkte das Gespräch auf etwas anders.

„Apropos," sagte er Tages darauf zu dem Leibarzt, „wissen Sie wol, daß ich mich auch zuweilen mit Receptschreiben abgebe? Sie sprachen

gestern von dem armen Turinaz. Ich erinnre mich mit Vergnügen, daß ich diesen braven Mann ehemals recht gut gekannt habe. Ich habe ihm daher einen herrlichen Salat zugeschickt, der ihn wahrscheinlich gesund machen wird." — „Einen Salat, heiliger Vater!" rief der Arzt, „in der That, die Kurart ist ganz neu! aber wir glauben ja an Ihre Unfehlbarkeit." —

„Sagen Sie Turinaz, (setzte Sixtus lachend hinzu,) daß er künftighin keinen andern Arzt brauchen solle, als mich. Diesen Kunden schnapp ich Ihnen weg." — Der neugierige Arzt empfahl sich, und eilte sogleich zu dem Advocaten. Er fand ihn wirklich fast ganz hergestellt, und erstaunte. —

„Zeigen Sie mir doch, (sagte er,) den Wundersalat, den Se. Heiligkeit Ihnen geschickt hat! Das müssen doch ganz besondre Kräuter seyn." —

„Ganz gewiß, (sagte der Kranke lächelnd,) Ihre ganze Botanik hat dergleichen nicht aufzuweisen." —

Er holte den Korb, und der Arzt besah die Kräuter. Es waren ganz gewöhnliche. —

„Wie? davon wären Sie besser geworden?" —

„Untersuchen Sie nur etwas genauer! Tiefer unten, liegt die eigentliche Panacee." —

Der Arzt that dies, und fand — eine ansehnliche Summe Zechinen. —

„Aha, das ist das Mittel!“ rief er aus. „Sie haben Recht, dergleichen können wir unsern Kranken nicht geben.“ —

Diese Geschichte wurde in Italien zum Sprichwort. Wenn von jemanden gesprochen ward, der Geld bedürftig war, so sagte man: „dem fehlt ein Salat vom Pabst Sixtus.“ —

66) Der selbst für einen Dieb gehaltene Bestohlne.

Quin, der berühmte englische Schauspieler, reisete einmal nach Sommersetshire, und hielt sich hier einige Tage auf einem Pachthofe auf, der ihm wegen seiner angenehmen Lage außerordentlich gefiel. Er schickte während der Zeit sein Pferd auf eine Wiese, und ließ es grasen; aber, als er es einige Tage nachher suchte, war es fort. Er fragte einen Landmann, den er auf der Wiese antraf, ob hier in der Nachbarschaft etwa Spitzbuben oder Pferdediebe wären? „Nein,“ sagte dieser, „wir sind alle ehrliche Leute, aber hier ist seit einigen Tagen ein gewisser Quin, ein Komö-

diant aus London; vielleicht hat der es gestohlen."

67) Runenschrift.

Runen nennt man theils die Buchstabenschrift, womit gewisse nordische Denkmähler bezeichnet sind, theils diese Denkmähler selbst; richtiger heißen die letztern Runsteine. Zwei Fragen haben hierüber die Geschichtforscher beschäftigt. Die erste betrifft das Alter, die zweite den Ursprung der Runen. Ohne Zweifel geht Verelius in seiner Runographia, Upsal 1675, zu weit, wenn er aus den Schichten von Gartenerde, womit die Runsteine überwachsen sind, auf ein Alter schließt, das kurz nach der Sündfluth fällt. Eben so übertrieben ist die Meinung des Joh. Göransson, welcher (im J. 1750) 1173 in Holz geschnittne Runsteine bekannt machte, von denen er einige 2000 Jahr vor Christi Geburt hinaussetzt. Die Kritik findet jetzt in den Runsteinen weder Sodom, noch Tyr, noch den Magog; aber sie ist doch genöthigt, ihnen ein sehr hohes Alterthum zuzugestehn. Es ist gewiß, daß die Runen lange vor

der Einführung des Christenthums, im 9. Jahrhundert schon, in Scandanavien, Schweden, Dännemark, Grönland bekannt waren, obwohl Saxo Grammaticus in seiner Dänischen Geschichte ums Jahr 1180 zuerst der Nordischen Runen als alter Monumente, aus denen er geschöpft habe, Erwähnung thut. Man findet Runsteine auf Feldern und Wiesen, andre, die zu Kirchenmauern und Cenotaphien verbraucht sind, woraus man auf ihre große Menge schließen kann. Auf den Wendischen Götzenbildern findet man Inschriften mit Runen. Da gewiß lange Zeit dazu gehörte, ehe man schreiben und die Schriftart verschönern lernte, so kann man sie wohl in das 5te — bis 6te Jahrhundert setzen, um so mehr, da der Geist der Sprache, in welchen die Runschriften abgefaßt sind, mit der Sprache des 9ten Jahrhunderts verglichen, ein sehr hohes Alterthum ankündigt. Aber sie waren keinesweges dem Norden eigenthümlich, indem sich in England und selbst in Spanien häufig Runsteine gefunden haben, wo die Menge der Steinschneider und die Liebe zur Dichtkunst dazu beitrugen, sie zu vervielfältigen. Dieß führt uns auf die 2te Frage, über den Ursprung der Runen. Es scheint ausgemacht, daß sie nicht im Norden entstanden, sondern ein entstelltes Römisches Alphabet sind, dessen sich zuerst Deutsche

Völker bedienten. Obwohl Tacitus sagt, daß Othin (in dem Zeitalter Pompei's) die Sprache und Dichtkunst im Norden eingeführt hätte, so läßt sich doch daraus auf die Einführung der Schreibekunst, welche ein viel höherer Schwung des menschlichen Geistes ist, kein Schluß machen. Wären die Runen Nordischen Ursprungs, so müßten sie doch alle Töne der Sprache dieser Völker bezeichnen, wozu sie keinesweges hinreichen. Das Ostgothische Alphabet des Ulphilas, welches mit den Runen nichts gemein hat, war zu jenem Zwecke weit geschickter. — Die Ostgothen widersetzten sich noch der Amalasuentha, als sie den jungen König Athalarich in der Schreibekunst wollte unterrichten lassen; und in der Folge erst nahm diese Nation allgemein das Alphabet des Ulphilas an. — Wenn Venantius Fortunatus, ein Römischer Dichter aus dem 5ten Jahrhundert, die Runen (Runa Barbara) erwähnt, so kann er wohl nicht die Schrift der Scandinavier oder der Gothen verstehn, die sich keiner Runen, sondern der Schrift des Ulphilas bedienten. Die Runenschrift hat großen Theils eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Römischen Alphabet; aber sie ist sehr arm, besteht nur aus 16 Zeicher; sie kennt den Unterschied zwischen b und p, d und t, g und k, u und w nicht, welcher der Sprache der

Nordischen Völker wesentlich ist. Sie ist also ein entstelltes Römisches Alphabet, welches Deutsche Völker von ihren Nachbarn entlehnt hatten. Kein andres Volk der Welt als Deutsche konnte sich mit 16 Charakteren begnügen, da nur deutsche Völker, wie noch jetzt die Obersachsen, b und p, d und t, g und k, i und ü in der Aussprache verwechseln. Auch waren nach Rhabanus Zeugniß Runen unter vielen Deutschen Völkern, z. B. den Marcomannen, gemein. — Aber, fragt man, warum finden sich Runsteine in Schweden, Norwegen, nicht in Deutschland? Hierauf antwortet Schlözer: a) die Deutschen kannten überhaupt die Grabsteine nicht, b) die cultivirten Deutschen Stämme, z. B. die Franken, bedienten sich zu Aufschriften des Römischen Alphabets, wie man aus Childerich's Ringe, der in dessen Grabe gefunden wurde, ersieht; auch die Schweden vertauschten im 11. Jahrhundert die ungestalte Runenschrift gegen das Römische Alphabet, wie die spätern Denkmähler beweisen. — Uebrigens ist die Runenschrift ganz eckig und mißfällig. Jede Rune hat eine Basis, Staf genannt; daher Runstaba, ein Buchstabe.

68) Die Sonne macht einen Marquis zum Herzog.

Als die Königinn Anna von England den Thron bestieg, erschien unter den vielfältigen Gratulanten auch der Marquis von Normanby, der die Gnade der Königinn in vorzüglichem Grade besaß. Er stattete seinen Glückwunsch in so wohl gewählten Ausdrücken ab, daß die Königinn nur wenig darauf zu antworten fähig war. Sie wehete daher mit ihrem Fächer und sagte: „es ist ziemlich warm.“ — „Es kann nicht anders seyn, allergnädigste Königinn!“ versetzte der Marquis; „denn so lange die Welt steht, hat die Sonne noch nie so schön als jetzt in England geschienen!“ Die Folge davon war, daß die Königinn den Marquis zum Herzoge von Buckingham machte.

69) Unglück auf der See.

Im October 1801 segelte die Brig Industry aus Halifax in Neu-Schottland nach St. John's. Sie hatte 24 Personen an Bord, von denen 16 Passagiere waren; unter andern ein Frauenzimmer mit drei Kindern. Einige Tage

nachher, als man sich 70 Meilen westlich von Sea Isle in der Bay von Fundy befand, kam auf dem Schiffe Feuer aus, welches in wenigen Stunden so um sich griff, daß man sich in das Boot bergen mußte. Es war nur sechszehn Fuß lang, und man konnte keine Lebensmittel mit hineinnehmen. Der Wind blies gewaltig vom Lande her, und die Wogen gingen fürchterlich hoch. Mitten in der Nacht, in einem unbedeckten Boote, ohne die mindeste Nahrung, bei rauher Witterung, während eines Orcans, wer wagt es, die gräßliche Lage dieser Unglücklichen zu beschreiben! Tags darauf starben zwei Matrosen vor Kälte und Erschöpfung; den dritten Tag starb die Dame mit ihren drei Kindern vor Hunger. Von nun an verschied fast stündlich einer. Am sechsten Tage waren von den 24 nur noch 6 am Leben und so geschwächt, daß sie die Todten nicht über Bord werfen konnten. Sie aßen etwas von einem Körper; außerdem hatten sie in sieben Tagen keine Nahrung erhalten. Endlich erblickte sie ein Schiff, welches sie an Bord nahm, und nach Yarmouth in Neu-Schottland brachte. Einer starb sogleich und drei andre verloren den Gebrauch ihrer Gliedmaßen.

70) Beispiel strenger Gerechtigkeit im Morgenlande.

Obgleich das System der morgenländischen Regierung nur durch grenzenlosen Despotismus befestigt wird, so findet man doch unter den Fürsten daselbst sehr oft nicht nur eine ungewöhnliche Bereitwilligkeit, das Anliegen ihrer Unterthanen zu befriedigen; sondern es giebt auch der Beispiele nicht wenige, daß die grausamsten Tyrannen bittre Wahrheiten und beißende Stichelreden, wenn sie nur mit einer gewissen Kühnheit und gesundem Witz vorgebracht wurden, angehört haben, ohne darüber empfindlich zu werden.

Die große Wüste Naubendigan wurde lange Zeit von Raubgesindel, das die Caravanen plünderte, und die Kaufleute umbrachte, unsicher gemacht. So geschah es auch, daß im Anfange des elften Jahrhunderts, bald darauf, als Sultan Mahomed Persien erobert hatte, eine Caravane geplündert ward. Unter den Erschlagnen war auch der Sohn einer Wittwe. Das arme Weib begab sich augenblicklich zum Sultan, und forderte Genugthuung für die Ermordung ihres Sohns. Mahomed hörte ihre Klage aufmerksam an, und gab ihr darauf zur Antwort: Sein Reich sey zu weit ausgedehnt, als daß es ihm möglich wäre, je-

der kleinen Unordnung, die sich in einer so weiten Entfernung von seiner Residenz zutrüge, vorzubeugen. „Warum“ (versetzte die Wittwe) eroberst Du denn mehr, als Du im Stande bist zu regieren? glaubst Du nicht, daß Du davon an jenem großen Gerichtstage Rechenschaft geben mußt?“ Mahomed, der sich von der Wahrheit dieser Antwort getroffen fand, entrüstete sich darüber nicht im geringsten, sondern beschenkte vielmehr die Wittwe aufs großmüthigste, und versprach ihr die strengste Genugthuung. Er eilte hierauf unverzüglich nach Ispahan, und ließ daselbst eine Bekanntmachung ergehn, in welcher er allen denjenigen, die durch die Wüste reisen würden, für ihre Personen und Güter völlige Sicherheit versprach. Es versammelten sich eine große Menge von Kaufleuten in Ispahan; allein sie erstaunten nicht wenig, da sie nicht mehr als 100 Soldaten vorfanden, um die Caravane zu decken. Sie stellten zwar dem Sultan vor, daß die Räuber zu zahlreich und verwegen wären, mithin schwerlich ein Corps von 100 Mann hinreichend seyn würde, sie in Respect zu erhalten; allein Mahomed, der sich auf seine getroffnen Vorkehrungen verließ, befahl, daß sie abreisen sollten, und versicherte ihnen nochmals die völligste Sicherheit. Er hatte nemlich zu eben der Zeit Befehl gegeben, eine Menge von Körben

mit vergifteten Früchten zu füllen; der kommandirende Officier sollte dann an einem gewissen Orte, wo die Räuber gewöhnlich die Caravanen zu überfallen pflegten, Halt machen, und die Früchte daselbst unter dem Vorwande, sie in der Sonne zu trocknen, auspacken lassen. Dies geschah, die Räuber kamen bald hervor, und die Wache nahm, ihrer Ordre gemäß, die Flucht. Da nun natürlich in dieser brennenden Wüste, den Räubern nichts erwünschter seyn konnte, als solche kühlende und erquickende Früchte, so fielen sie, indem sie die Caravane bald wieder einzuholen hofften, sogleich mit einer großen Begierde über diese Früchte her. Kaum aber hatten sie einen Theil davon verzehrt, so äusserte sich die Wirkung des darin verborgenen Giftes, und die ganze Räuberbande starb auf der Stelle.

71) Ursprung der Bezeichnungen in den französischen Spielkarten.

Unter den Personen, welche das Theater besuchen, wenn die Jungfrau von Orleans gegeben wird, befinden sich vielleicht sehr wenige,

welche es wissen, daß sie in den französischen Spielkarten die Bilder der vornehmsten Personen dieses Trauerspiels haben. Ein Maler, Namens Grignonneur, war in Frankreich der Erfinder der Karten gegen das Ende der Regierung Karls des Fünften. Die Bilder wurden anfänglich vielfach verändert, bis sie gegen das Ende der Regierung Karls des Siebenten diejenige Form bekamen, welche sie noch jetzt haben. Die Könige David, Alexander, Cäsar und Karl der Große stehen an der Spitze der vier Farben; man konnte keine glücklichere Namen wählen, um Fürsten und Helden zu bezeichnen. Unter dem Namen David muß man sich indessen Karl den Siebenten denken; denn so wie David, von Saul verfolgt, zur Krone gelangte und seinen Sohn Absalon sich gegen ihn empören sah, eben so eroberte Karl der VII., von Karl dem VI. proskribirt, sein Königreich und mußte Ludwig den XI. sich gegen ihn empören sehn.

Die vier Königinnen sind Rachel, Judith, Argine und Pallas. Rachel war die schöne Agnes Sorel. Judith war Isabella von Baiern, wegen der Aehnlichkeit ihrer Begebenheiten mit denen der Kaiserin Judith, Gemahlin Ludwigs mit dem Beinamen Debonnäre. Argine war Maria von Anjou, Königinn von

Frankreich; Argine ist nämlich das Anagram von Regina. Die keusche und kriegerische Pallas war das Mädchen von Orleans.

Die vier Valets (Buben) sind vier berühmte Krieger. Denn Valet oder Varlet war ehedem ein ehrenvoller Name, welchen die Edelleute so lange führten, bis sie zu Rittern geschlagen worden waren. Ogier und Lanzelot waren zwei Helden aus dem Zeitalter Karls des Großen; Lahire und Hektor, deren Familien-Name Galard war, gehörten zu den tapfersten Generalen unter Karls des Siebenten Regierung.

Auch die vier Farben beziehn sich auf die Kriegeskunst. Trefle (Klee) sollte andeuten, daß ein General seine Armee nur immer da kampiren lassen sollte, wo ein großer Vorrath an Fourage wäre; und dabei ist zu bemerken, daß in jenen Zeiten die Kavallerie alles war, und daß man noch keinen Begriff von der modernen Art der Verproviantirung hatte. Piques und Carreaux bezeichneten Waffengeräthe; denn Carreaux war eine Art von Pfeilen, die man aus der Armbrust schoß. Coeurs deutete auf den Muth, der alles unternimmt. Die As bezeichneten Geld, und ihre Rangordnung deutete darauf hin, daß bei kriegerischen Unternehmungen das Geld die Hauptsache ist, wenn sie gelingen sollen.

72) Die Mosaik.

Diesen Namen führt die Kunst, vermittelst kleiner Stückchen von bunten Steinen, gebrannter Erde, und Glas, so wie auch von gefärbten Hölzern, allerlei Gegenstände der Natur in ihren natürlichen Farben zusammenzusetzen, und überhaupt alles damit darzustellen, was der Pinsel mit den Farben ausdrückt. Diese Kunst schreibt sich aus den ältesten Zeiten her, und wurde besonders in Griechenland zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht. Von den Ueberbleibseln dieser Kunst aus dem Alterthum, verdient besonders eine Arbeit des griechischen Künstlers Sosus von Pergamus bemerkt zu werden, welche im Jahre 1737 in den Ruinen des prächtigen Landhauses, welches Kaiser Adrian zu Tivoli, nach seiner Zurückkunft aus den römischen Provinzen, hatte bauen lassen, in der Mitte eines gut ausgearbeiteten Fußbodens gefunden wurde, und gegenwärtig in dem Kabinet des Kapitols aufbehalten wird. Dieses Werk besteht aus einer Schaale voll Wasser, auf deren Rande vier Tauben sitzen, von denen eine trinken will. Es ist mit solcher Feinheit zusammengesetzt, daß man 200 Würfel von einem sehr harten Marmor auf einen Quadratzoll rechnen kann.

Italien ist zu jetziger Zeit der vornehmste und fast einzige Sitz dieser Kunst. In dem Vatikan zu Rom hat Pabst Clemens XI. eine Fabrik errichtet, wo dergleichen Kunstwerke verfertigt werden. Diese arbeitet blos mit Glas. Je kleiner die Stückchen sind, desto feiner wird die Arbeit; sie ist aber auch ungemein mühsam, und kostbar. In Florenz z. B. arbeiteten vierzig Personen anderthalb Jahr lang, an einem Stück, welches fünf Fuß hoch und drittehalb Fuß breit ist, und nur Blumenkränze mit Muschelwerk vermischt, und um den Blumenkranz eine Perlenschnur enthält. Die Verklärung Christi nach Raphael, die sechsundzwanzig Fuß hoch und funfzehn Fuß breit ist, und in der päbstlichen Fabrik von gefärbtem Glase verfertigt wurde, kostete über siebenzigtausend Livres.

Die Steinchen werden nach Maaßgabe der Zeichnung auf einen Grund von Mörtel mit einer Art Kitt befestigt. Sie sind oft nicht stärker als ein Haar. So langweilig dies Zusammensetzen ist, so ist das Zerschneiden der Steine und Gläser in so kleine Stückchen doch noch mühsamer, und selbst der Gesundheit der Arbeiter nachtheilig; so daß wenige stark genug sind, es einige Jahre hintereinander auszuhalten.

73) List und Muth der im Jahre 1803 aus der französischen Gefangenschaft entflohnen Engländer.

Von den Engländern, die sich beim Ausbruche des gegenwärtigen Krieges als Fremde in Frankreich befanden, und daselbst bekanntlich für Kriegsgefangne erklärt wurden, bemühten sich viele, durch die Flucht zu entkommen, welches ihnen auch meistentheils glückte. Zwei derselben kamen mit Lebensgefahr aus Dünkirchen. Diese bestachen einen französischen Bootsmann, welcher für 80 Guineen versprach, sie bis auf die Entfernung einer englischen Meile von der englischen Küste zu bringen, und sie dann ihrem Geschick zu überlassen. Sie waren beide vortreffliche Schwimmer: indeß war die Strapaze des Schwimmens so angreifend, daß sie, ungeachtet des windstillen Wetters, nur mit großer Mühe das Ufer erreichten.

Zwei andre kamen auf einem dänischen Schiffe in Dover an. Einer von ihnen ließ erst seinen Coffre in Calais auf dem Zollhause visitiren, und schickte ihn an Bord. Hierauf stahl er sich in Matrosenkleidern auf dasselbe Schiff, nahm alles aus dem erwähnten Coffre heraus und legte sich hinein. Einer von seinen Freunden schloß zu und bohrte zwei Löcher hinein, um Luft durchzulassen.

In dieser unangenehmen Lage blieb der Entfliehende drittehalb Stunden. Man war dann weit genug von der französischen Küste entfernt und ließ ihn heraus. — Der andre bestand eine noch größre Gefahr. Als die dänische Brig eben die Rhede von Calais verlassen wollte, war er auf der äußersten Spitze des Hafendamms und faßte den Muth, in das Meer zu springen, und zu versuchen, ob er das Schiff durch Schwimmen erreichen könne. Er nahete sich schwimmend dem noch stilliegenden Schiffe, und einer vom Schiffsvolke bemerkte ihn, als es gerade noch Zeit zur Rettung war; denn er war bereits so schwach, daß er dem Schiffe nicht mehr zurufen konnte, welches in Zeit von einer Minute abgesegelt seyn würde.

74) Der gedemüthigte Feuerbesprecher.

In dem Hannöverschen Dorfe R. entstand eine starke Feuersbrunst. Ein Künstler aus B., der sich beim Prediger dieses Kirchspiels aufhielt, gab sich, als bereits einige Häuser in der Asche lagen, und er vermuthen mochte, daß die Flamme nicht weiter um sich greifen würde, das Ansehn,

als könne er das Feuer besprechen. Zu dem Ende nahm er zwei Strohhalme kreuzweis in die Hand, und murmelte seinen Feuersegen darüber. Er ließ es aber dabei nicht bewenden, sondern beredete die Leute sogar, sich weiter um nichts zu bekümmern, „weil, so lange er die Strohhalme übers Kreutz halte, das Feuer nicht weiter kommen könne.“ Viele wurden auch wirklich dadurch von dem Feuerlöschen abgehalten, indem sie den vorgeblichen Hexenmeister begafften, der mit einem Strohhalme dem wüthenden Elemente gebot. Allein die Flamme griff aufs neue um sich, und schlug aus dem Strohdache des nächsten Hauses hoch in die Luft. Ein vernünftiger Beamter jagte den sträflichen Gaukler mit Stockschlägen fort, ermunterte die Gaffer zur Arbeit, und that so der Wuth der Flamme Einhalt. Das Haus aber, das nach dem Feuerbesprechen noch von der nahen Glut entzündet war, konnte nicht gerettet werden, sondern ward ein Raub des Aberglaubens.

75) Unglückliche Folge eines Vorurtheils.

Im Jahre 1790 fiel in einem Dorfe bei Acken die Frau eines Bauers in eine anhaltende

Schwermuth, die durch neue Veranlassungen immer mehr Nahrung erhielt. Sie faßte zuletzt den Entschluß, ihrem traurigen Leben ein Ende zu machen. Auch suchte sie diesen Vorsatz nicht einmal geheim zu halten, sondern verrieth durch einige ihrer Aeußerungen deutlich, worüber sie in ihrer zerrütteten und kranken Seele brüte. Die Ihrigen verdoppelten daher ihre Aufmerksamkeit auf sie; aber vergebens.

An einem Morgen, als ihr Mann ganz allein mit ihr zu Haus war, und ein Bauer kam, um sich schröpfen zu lassen, klagte sie über Kopfweh, und sagte zu ihrem Mann, sie wolle sich zu Bette legen. Als der Bader sein Geschäft verrichtet hatte, wollte er sie nach ihrem Befinden fragen, fand sie aber nicht im Bett. Aengstlich lief er auf den Boden, wo der Anblick seiner Frau, die sich hier erhängt hatte, ihn so außer Fassung brachte, daß er sie nicht sogleich von ihren Banden befreiete, sondern bestürzt zum Nachbar lief. Keiner der Herbeigelaufenen hatte Entschlossenheit genug, einige auch wohl nicht den Willen, eine Erhenkte abzuschneiden.

Man lief zum Pfarrer, der in einem andern Dorfe wohnte; dieser konnte erst nach einiger Zeit kommen, und war erstaunt, bei seiner Ankunft zu finden, daß noch keiner die Frau losgeschnitten

hatte, von dem Vorurtheil abgehalten, daß man dadurch unehrlich werde. Nur dann erst, als der Pfarrer es selbst thun wollte, konnte der Bader, der nicht sowohl in jenem irrigen Wahn, als vielmehr noch ganz in Bestürzung gewesen war, sich entschließen, den Strick abzuschneiden. Alle angewandten Mittel, die Frau ins Leben zurückzurufen, waren nun vergebens, da man doch wahrscheinlich ein Menschenleben hätte erhalten können, wenn man von falschen Begriffen über Ehre und Schande frei gewesen wäre.

76) Voltaire läßt sich für Geld sehn.

„Kann ich die Ehre haben, den Herrn von Voltaire zu sehn?“ — fragte ein Engländer, der durch Fernay reiste. Voltair's Diener meldete ihn bei seinem Herrn mit den eigenen Worten des Engländers, und brachte ihm ein bloßes Ja zur Antwort. Mylord trat in das Zimmer Voltair's und redete den Philosophen sehr artig an. Dieser blieb aber stumm, sah seinem Gaste freundlich ins Gesicht, und drehte sich zuweilen, um sich von hinten und vorne beschauen zu

lassen. Endlich sagte er: „Mylord, Sie zahlen fünf Sous.“ (Um diesen Preis sieht man in Paris die wilden Thiere.)

Der Engländer holte Geld aus der Tasche, und reichte es ihm mit den Worten: „Hier sind funfzehn Sous! ich bitte mir's morgen und übermorgen wieder aus, Sie zu sehn.“

77) Emigrirte.

Unter dem allgemeinen Namen der Emigrirten begreift man diejenigen, welche ihr Vaterland freiwillig verlassen, im Gegensatze von Exulanten, worunter solche verstanden werden, die aus irgend einer Ursache aus dem Lande vertrieben worden sind. Die Geschichte liefert zahlreiche Beispiele von Emigrationen, unter welchen in neuern Zeiten die durch Religionsverfolgung bewirkte Auswanderung der Hugenotten aus Frankreich (1685) und der Protestanten aus dem Erzbisthum Salzburg (1731) besonders merkwürdig geworden sind. Jedoch hat eine ungleich zahlreichere Emigration, welche die Geschichte unsrer Tage aufstellt, das Andenken an jene ältern Begebenheiten um ein

merkliches verdrängt. Alle Lande Europens sehen jetzt mehr oder weniger Französische Ausgewanderte in ihrer Mitte, welche, von den nothwendigsten Lebensbedürfnissen entblößt, Nahrung und einen sichern Zufluchtsort suchen. Die öffentliche Meinung hat sich beinahe überall gegen sie erklärt; und die Anzahl der Länder und Ortschaften, worin man sie duldet, verringert sich immer mehr und mehr. Freilich kann nicht geläugnet werden, daß das Betragen der Meisten so beschaffen war, daß man sie überall verabscheuen mußte; dessenungeachtet giebt es aber auch unter ihnen Männer von ausgezeichneten Talenten und erprobter Rechtschaffenheit, welche alle Achtung verdienen, und Unglückliche, welche ihr Vaterland unter dem Schreckensregiment des Robespierre verließen, und desto gegründetere Ansprüche auf unser Mitleiden haben, je weniger Aussichten ihnen übrig blieben, in ihrem Vaterlande glücklich zu leben. Man kann daher die Ausgewanderten in mehrere Classen abtheilen, und Ur-Emigranten, constitutionelle Emigranten und Flüchtlinge unterscheiden. — Unter den Ur-Emigranten versteht man denjenigen Theil des Hof- und Landadels und der Geistlichkeit, welcher aus Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge Frankreich (vorzüglich in den Jahren 1789, 1790 und 1791) verließ, um unter

der Anführung der Französischen Prinzen Provence, Artois und Condé, als unerbittliche Sieger wieder zurückzukehren, und den ehemaligen Despotismus mit gewaffneter Hand wieder einzuführen. Man versammelte sich vorzüglich in den Rheingegenden, wollte eine Ritterarmee organisiren, in dem Innern Frankreichs alles mit Feuer und Schwert verheeren, und jede Neuerung bis auf die kleinste Spur vertilgen. Die königlichen Prinzen hatten bestimmte Rollen unter sich getheilt; Graf Provence und Artois machten den eigentlichen Hof aus, und Prinz Condé war Oberbefehlshaber der Truppen. In Coblenz hatte sich ein eigner Gerichtshof gebildet, der die Justizsachen des sogenannten auswärtigen Frankreichs entschied, und seine Gerichtsbarkeit sogar auf deutsche Unterthanen ausdehnen wollte. Man schmiedete am Hofe der Prinzen eben solche Cabalen, wie ehedem in Versailles, und verpraßte die aus Frankreich mitgenommenen Summen auf die unverantwortlichste Weise. Die ausgerüstete Armee gewährte einen sehr abentheuerlichen Anblick, weil die Chevaliers die Geheimnisse der Toilette mit dem Costüme der alten Ritter vereinigen wollten. Reiter und Pferde waren nicht an den Schuß gewöhnt; deswegen zerstreute sich einst ein Detachement dieser Krieger, als in der Nähe eine Flinte abgedrückt wurde. —

Ungeachtet dieses gänzlichen Mangels an militärischen Eigenschaften machten diese Herren doch Anspruch auf Ehrenbezeugungen jeder Art, und behandelten jedermann mit empfindlichem Stolze und wegwerfender Kälte. Prinz Condé beehrte einst die Deutschen mit dem Namen Lumpengesindel (canaille allemande) und Artois fand fürstliche Tafeln für seinen lüsternen Gaumen zu schlecht besetzt. Diesem Unwesen, welches mit jedem Tage höher stieg, mußte endlich mit Gewalt ein Ende gemacht werden, und in einzelnen Landen erging deshalb schon zu Ende des Sommers 1792 der Befehl, keinen Emigranten länger zu dulden. Das äußerst schlechte Benehmen ihrer Armee bei den Heeren der Alliirten brachte die ganze Classe vollends in den äußersten Mißcredit. Der zahlreichste Theil mußte nun in der Irre umherwandern und von den traurigen Trümmern seines ehemaligen Reichthums leben. — Nicht so zahlreich, aber weit schätzbarer, ist die Classe der sogenannten constitutionellen Emigranten, die ihr Vaterland größten Theils als Märtyrer der Constitution von 1791 nach dem Umsturze des Königthums verließen. Zu dieser gehören Malouet, die beiden Lameths, Lafayette und viele andre ehemalige Feuillants. Diese Männer würden, vermöge der ausgezeichneten Talente, welche die meisten von ihnen

besitzen, der zahlreichen Classe der Ur-Emigranten vielleicht im Anfange des Krieges sehr nützlich gewesen seyn, wenn diese es über sich vermocht hätten, ihre Rathschläge anzunehmen. Aber ihr unerträglicher Stolz und ihre beispiellose Verblendung gingen so weit, daß sie von einer gemäßigten Monarchie schlechterdings nichts wissen wollten, und daher die vorzüglichsten Urheber der Constitution von 1791 noch ärger, als die eigentlich sogenannten Patrioten verabscheuten. Die ausgewanderten Constitutions-Freunde zogen sich daher im Auslande in die Einsamkeit zurück, einige erhielten ihr Andenken durch schriftstellerische Arbeiten, andre gingen nach Amerika, und nur wenige gesellten sich zu der abentheuerlichen Emigrantenarmee der französischen Prinzen. — Eine dritte nicht minder zahlreiche Classe von Emigranten machen die vielen Flüchtlinge aus, welche Frankreich während der Tyrannei des Robespierre verließen, um dem Mordbeile der Guillotine zu entgehn. Hieher gehören vorzüglich die Unglücklichen, welche bei den Drangsalen in Lyon und Toulon nach der Schweiz und Italien flüchteten. Unter ihnen sah man Menschen jedes Alters und Standes, welche den schrecklichsten Mangel litten, weil die Geschwindigkeit, mit welcher ihre Flucht beschleunigt werden mußte, sie verhindert hatte, sich mit den nothwen-

digsten Lebensbedürfnissen zu versehn. Sie hatten jedoch das Glück vor ihren übrigen Unglücksgefährten voraus, daß sie zuerst von ihren Drangsalen befreit wurden, indem nach dem Umsturze des Schreckenssystems beinahe allen erlaubt wurde, in ihr Vaterland zurückzukehren. Einige Freunde der andern Emigrantenclassen wollten diese Erlaubniß weiter ausdehnen, und dadurch auch den übrigen Emigranten den Eingang in ihr Vaterland öffnen, aber ihre Absichten wurden gänzlich vereitelt, und die strengen Gesetze, welche in den frühern Perioden der Revolution gegen die Ausgewanderten gegeben worden waren, blieben in voller Kraft. Man befahl denen, die sich wieder eingeschlichen hatten, das Land von neuem zu räumen, und fuhr in dem Verkauf der ihnen vormals gehörigen Güter fort. Ihre zurückgelassenen Verwandten konnten nur mit Mühe einige Erleichterung ihres Schicksals erhalten. Wer mit den Waffen in der Hand auf französischem Gebiet betroffen wurde, mußte ohne Bedingung sterben, und die unglückliche Emigrantenexpedition auf Quiberon (im July 1795) kostete einer großen Menge Gefangnen das Leben.

78) Gräfinn Genlis.

Die Gräfinn Genlis ist eine in mehrerer Rücksicht merkwürdige Frau, die Erzieherinn der Kinder des ehemaligen Herzogs von Orleans, und eine sehr geschätzte Schriftstellerinn. Ihr Gemahl, Marquis de Sillery (ein Mann, der mit sehr vielem Verstande einen durchdringenden Beobachtungsgeist verband), war ein Vertrauter von Orleans und ein muthmaßlicher Beförderer seiner ehrgeizigen Absichten. Als Conventsdeputirter erhielt er verschiedne wichtige Aufträge, weil er aber die Girondepartei zu begünstigen schien, wurde er mit den Häuptern derselben (am 31. October 1793) hingerichtet. Er schleppte sich auf seinen Krücken zum Blutgerüste, und brachte seinen mit Narben bedeckten Körper, mit dem er in Indien so glücklich gefochten hatte, seiner politischen Meinung mit der größten Standhaftigkeit zum Opfer dar. Seine Gemahlinn hatte damals Frankreich schon längst verlassen müssen, und wurde als eine Ausgewanderte angesehn. Sie war eigentlich nie in das Gewebe der Revolution verwickelt gewesen, hatte sich vielmehr seit dem Ende des Jahres 1791 mit ihren Zöglingen in England aufgehalten; allein als Führerinn der jungen Herzoginn von Orleans, und als angebliche Vertraute ihres Vaters,

war sie doch sehr verdächtig geworden, und würde in Frankreich nie haben sicher leben können. Sie ging daher nach den Niederlanden, kam daselbst in abermaligen Verdacht, mit Dümouriez in Verbindungen zu stehn, und mußte nach der Schweiz flüchten. Dort lebte sie ganz eingezogen in einem Kloster zu Bremgarten, einige Meilen von Zürich. Da sich aber nachher die Tochter des Herzogs von Orleans zu ihrer Tante, der Prinzessinn von Condé, nach Freiburg begab; so reiste sie mit ihrer noch einzig übrigen Pflegetochter, der Henriette Sercey, ab, und traf im July 1794 in Altona ein, wo sie in einem abgelegenen Hause in klösterlicher Einsamkeit für die Wissenschaften lebte, und einige Schriften ausarbeitete. Daß ihr vor kurzem der Aufenthalt in den Preußischen Staaten versagt wurde, war eine Folge der dort bestehenden Verordnungen gegen alle französische Ausgewanderte. Die Verdienste der Frau von Genlis sind sehr groß. Sie ist eine liebenswürdige Schriftstellerinn, deren Werke im Fache der Erziehung desto größres Aufsehen machten, je weniger man etwas vorzügliches dieser Art in Frankreich erwartete. Ihre Werke, welche bis zu zwanzig Bänden angewachsen sind, charakterisiren sich durch moralische Grundsätze, welche die Verfasserin überall zu verbreiten sucht. Die mei-

sten davon sind ins Deutsche übersetzt worden, und verdienen besonders von den gebildeten Ständen beherzigt zu werden. Als praktische Erzieherinn hatte die Gräfinn Genlis neun Zöglinge aufzuzeigen, unter denen die liebenswürdige Prinzessin von Orleans allein die Rechtschaffenheit der übrigen verbürgen kann. Diese unglückliche Prinzessinn hat sich unter der Leitung ihrer Gouvernante zu einem Muster weiblicher Vollkommenheit gebildet, an welchem man die seltne Vereinigung vorzüglicher Geistesgaben und trefflicher Eigenschaften des Herzens bewundern muß. Fern von aller Anhänglichkeit an den Glanz des ehemaligen Hoflebens, unterzieht sie sich allen weiblichen Arbeiten, und findet ihre Erholung in Lectüre, Musik und Malerei, worin sie die Gräfinn Genlis von der frühesten Jugend an unterrichtete. Ihre beständige Gesellschafterinnen waren die bekannte Pamela (eine adoptirte Tochter der Gräfinn und jetzt Gemahlin des Lords Edward Fitzgerald in London) und die oben erwähnte Henriette Sercey. Man gab vor, die Gräfinn Genlis habe mit Hülfe der Schönheit dieser drei Grazien auf manchen wichtigen Mann in Frankreich mächtig gewirkt, und den allgewaltigen Maire Petion dadurch für Orleans Partei gewonnen: allein diese Behauptungen sind nie bewiesen worden; und Petion konnte

mit seiner gewöhnlichen heuchlerischen Miene wol auch die Gräfinn Genlis täuschen und von ihr auf einige Zeit für einen rechtschaffnen Mann gehalten werden. Ueberhaupt war diese Frau den Neckereien aller Parteien ausgesetzt, und mußte besonders von den Emigranten auf ihrer Flucht viele Kränkungen ertragen.

79) Wahre Würdigung einer hohen Ehrenstelle.

Als um Pabst Clemens XIV. sich einst das Volk sehr drängte, und die Leibwache darüber aus war, dasselbe zurückzutreiben, sagte der Papst: „Laßt sie doch! — es schmeichelt den guten Leuten, zu sehn, daß einer ihres gleichen zu so großen Ehren gekommen ist.“

80) Der Regen.

So nennt man die aus den Wolken bald stärker, bald schwächer erfolgenden Ergießungen des Wassers, das jene in tropfbarflüssiger Gestalt ent-

halten. Der Regen ist unstreitig eine der wohlthätigsten Veranstaltungen in der Natur. Er reinigt und erfrischt die Luft, ersetzt, was der Erdkörper durch Verdünstungen verliert, und befördert die Vegetation; durch ihn entwickelt sich das Pflanzenkorn zum Keime, durch ihn reift die Blüthe zur Frucht. Wenn die helle Witterung sich ändert und Regen bevorsteht, so zeigen sich zuerst einzelne weiße Wolken, welche bald in größrer Menge erscheinen, und endlich eine zusammenhängende Masse bilden, die wie ein Schleier den Himmel umgiebt. Diese Wolken werden, indem sie sich zusammenziehn, dunkler und dichter, und dadurch veranlassen sie das trübe Licht, das uns an einem Regentage den nahen Regen ankündigt. Zuletzt entledigt sich die durch ihre Vereinigung entstandne Hülle des angehäuften Wassers, das nun in kleinern oder größern Tropfen niedersinkt. Das Wasser also, das bei einem Regen zu unsrer Erde kommt, entströmt den finstern Wolken, welche bei eintretendem Regenwetter den Horizont bedecken. Eine Beobachtung des Muschenbröck hat indessen gezeigt, daß auch bei einem völlig wolkenleeren Himmel, bei sehr heitrer, heißer und völlig stiller Sommerwitterung mehrere Regentropfen aus der Atmosphäre herabfallen. Die Wolken, die, wie das Besteigen hoher Berge lehrt, Nebel sind, die nur

in

in den Höhen, in welchen sie über uns schweben, als dichte Massen erscheinen, halten das Regenwasser in kleinen Bläschen eingeschlossen. Nach der gewöhnlichen Meinung reißen diese Bläschen bei dem entstehenden Regen, worauf nun das in ihnen befindliche Flüssige den Gesetzen der Anziehung und der Schwere folgt, und die Gestalt von Tropfen annimmt. Wenn nur einzelne Wolken ihres Wassers sich entledigen, so nennt man den Regen einen Strichregen, der gewöhnlich von kurzer Dauer zu seyn pflegt. Regnet es hingegen aus einer gleichförmigen, den ganzen sichtbaren Horizont bedeckenden, Wolke, so ist der fallende Regen ein Landregen. Wolkenbruch wird der Regen genannt, wenn mit Einem Mahle das in einer Wolke eingesammelte Wasser zur Erde stürzt. Schweben die Regenwolken in den höhern und kältern Gegenden des Luftkreises, so geht, wenn die untern Luftschichten auch sehr erkältet sind, das Regenwasser als Schnee oder Hagel hernieder. Es wird indessen jener und dieser auch in den untern Regionen der Luft bei einer sehr tiefen Temperatur der letztern sich bilden. Erfahrungen haben auch gezeigt, daß der in dem Höhern der Atmosphäre entstandne Schnee und Hagel in seinem Fallen schmelzen, und als Regen zu uns gelangen kann. Oft werden von der Fläche unsrer Erde

leichte Materien, z. B. Blumenstaub, Pflanzensaamen, durch die Winde in die Höhe geführt, und bei einem erfolgenden Regen wieder zurückgebracht. Das Niederfallen dieser Substanzen hat unstreitig die Veranlassung zu jenen abentheuerlichen Erzählungen von einem Schwefel-, Weizen- und Kornregen gegeben. Wenn man ehemals an gewissen Körpern rothe Flecke bemerkte, so schloß man auf einen vorher erfolgten Blutregen; ein Regen, von welchem schon Homer und Cicero sprechen. Gegenwärtig ist es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß dergleichen Flecke nicht durch Blut, sondern durch gewisse geflügelte Insecten entstehn.

In gewissen Ländern pflegt es nur selten, in andern hingegen um so öftrer zu regnen. Die Zahl der auf ein Jahr fallenden Regentage ist daher in den verschiednen Gegenden nicht dieselbe. Diese Verschiedenheit hängt unstreitig von der Lage der Länder, ihrer Entfernung vom Meere, der Menge und Größe ihrer Seen, Flüsse und Moräste ab. Einige Schriftsteller, z. B. Bergmann, Kraft, Lambert, Muschenbröck, haben die jährliche Zahl der Regentage gewisser Gegenden und Städte angegeben. In Petersburg zählt man deren nach Kraft jährlich 40, in Abo in Schweden nach Bergmann 146, in Chur in Bünden nach Lambert 115, und in Leiden

nach Muschenbröck 107. Die Zahl der Regentage steht übrigens nicht durchgängig mit der trüben Witterung im Verhältnisse. In Holland ist der Himmel immer bewölkt, und dennoch regnet es hier nicht so häufig, als in manchen andern Ländern.

Gewöhnlich sieht man den Regen als einen durch Erkältung erfolgenden Niederschlag der in der Atmosphäre befindlichen wässerichten Dünste an. Diese Theorie, nach welcher jene Ergießung ein Product des umgekehrt erfolgenden Ausdünstungsprocesses ist, hat manches gegen sich; allein die Erfahrungen, welche de Lüc und Andre für ihre Unzulänglichkeit anführen, können in der That nichts gegen sie beweisen. Man wendet ein, daß die Feuchtigkeit der Luft gar nicht im Verhältnisse mit der Menge des in dieselbe durch Ausdünstungen übergegangnen Wassers stehe. „Unaufhörlich (sagt „man,) steigen wässerichte Dünste in die Atmo„sphäre auf, und dennoch wird die Feuchtigkeit der „Luft nicht im geringsten vermehrt. Diese Dünste „sollen in die höhern Gegenden des Luftkreises sich „erheben; aber je höher man steigt, desto trockner „erscheint die Luft, ja man bemerkt oft in ihren „höhern und kältern Regionen einen Grad der „Trockenheit, den sie in ihren tiefern und wärmern „fast nie erreicht. Und in dieser trocknen Luft, in

„welcher das Hygrometer keine Feuchtigkeit anzeigt, „bildet sich oft plötzlich eine Menge von Wolken, „entstehn mit Einem Male die heftigsten Platzre„gen, welche mehrere Stunden anhalten und ganze „Gegenden überschwemmen." — Dieß sind die Erfahrungen, welche man gegen die obige Theorie aufstellt, und nach welchen de Lüc annimmt, daß das in die Atmosphäre übergehende Wasser in eine Luft verwandelt und erst durch eine dem Regen vorhergehende Zersetzung dieser Luft wieder erzeugt werde. Denkt man nun über die Beobachtungen nach, so entdeckt man bald, daß sie nicht gegen die angeführte Meinung, sondern nur gegen diejenigen ihrer Verfechter sprechen, welche sich von dem Processe der Ausdünstung unrichtige Vorstellungen machen.

Unter den verschiednen über den Regen gegebnen Erklärungen ist diejenige am meisten befriedigend, welche sich in Girtanners Anfangsgründen der antiphlogistischen Chemie in dem Kapitel von den Lufterscheinungen findet. Das durch Ausdünstung sich erhebende Wasser bleibt bei dem Uebergange in die Atmosphäre nicht tropfbar flüssig, sondern wird von dem freien Wärmestoffe, den es in jener antrifft, gelöst und in Gas verwandelt. In dieser Form ist es kein Gegenstand für das Hygrometer oder den Feuchtig-

keitsmesser. Dieses Werkzeug giebt nur das Daseyn und die Menge desjenigen Wassers zu erkennen, das die uns umgebende Luft als palpable Flüssigkeit enthält. Wird nun dem in dem Luftkreise befindlichen Wassergas der zu dem gasförmigen Zustande nöthige Wärmestoff entzogen, so erhält das aufgelöste Wasser die tropfbare Gestalt wieder, und die Temperatur der Luft wird durch den entbundenen Wärmestoff erhöht, bald aber durch den Regen und die Verdünstung des Regenwassers, die der Atmosphäre aufs neue Wärmematerie raubt, wieder zum Sinken gebracht. Nicht ganz auf dieselbe Weise entsteht nach Girtanner der Regen, der ein Gewitter begleitet. Hier bildet sich nach ihm ein großer Theil des Wassers durch eine vermittelst des Blitzes vor sich gehende Verbindung des Sauer- und Wasserstoffes, oder der Materien, welche das Wasser erzeugen. Und wirklich sinkt bei Gewittern der Regen nicht nur mit Einem Male und sehr stark, sondern auch immer erst nach erfolgtem Blitzen hernieder.

Mit dem Namen Regenbogen bezeichnen wir jenen farbigen Kreisbogen, den wir in den regnenden Wolken sehn, wenn diese von den Strahlen der hinter uns sich befindenden Sonne beschienen werden. Dieser Bogen, der uns immer um so prachtvoller erscheint, je dunkler der hinter ihm

liegende Himmel ist, gehört unstreitig unter die glänzendsten Phänomene in der Natur. Wir nehmen von ihm bald die ganze über den Horizont sich erhebende Hälfte, bald aber auch nur ein größeres oder kleineres Stück dieser wahr. Je höher die Sonne steht, desto weniger sehen wir von diesem farbigen Kreise; und wir bemerken dieses optische Meteor gar nicht, wenn die Höhe der Sonne über zweiundvierzig oder einundfunfzig Grade beträgt. Ist aber die Sonne im Auf- oder Untergehn, und laufen also ihre Strahlen parallel mit dem Horizont, so erscheint uns der Regenbogen als ein vollkommner Halbkreis, dessen Schenkel sich senkrecht herabneigen. Wenn die regnenden Wolken einzeln stehn, oder nicht an allen Stellen ihres Wassers sich entledigen, so sieht man da, wo keine Tropfen fallen, den Regenbogen unterbrochen. Die Stücke des auf diese Weise getheilten farbigen Kreises werden Regengallen genannt. Häufig bemerkt man außer dem wahrgenommenen Regenbogen noch einen zweiten, der in einer merklichen Entfernung jenen umschließt und mit ihm concentrisch ist. Diesen äußern und größern nennt man den Nebenbogen, den innern und kleinern hingegen den Hauptbogen. Beide unterscheiden sich nicht bloß durch ihre Größe, sondern auch durch die Stärke und Aufeinanderfolge ihrer

Farben. Immer sind diese in dem Hauptbogen lebhafter, als in dem Nebenbogen, und immer sieht man in dem letztern diejenigen Farben nach innen, welche in dem erstern nach außen liegen. Der Hauptbogen erscheint an seinem innern Rande violet, und dann weiter von innen nach außen indigo, blau, grün, gelb, orange, roth. In dem Nebenbogen, in welchem die farbigen Streifen eben so wie bei dem Hauptbogen durch unmerkbare Nüancen ineinanderfließen, ist die Ordnung der Farben die umgekehrte. Diese Regenbogenfarben werden übrigens auch prismatische Farben genannt, weil sie nicht bloß bei der Refraction der Lichtstrahlen in den Regentropfen, sondern auch bei der Brechung sichtbar werden, welche jene in einem dreiseitigen Glase, oder in einem Prisma erleiden.

Die Alten kannten die Erscheinungen, die man bei dem Regenbogen wahrnimmt, ziemlich genau, aber die Entstehung dieses farbigen Kreises wußten sie sich nicht zu erklären. Sie sahn den Regenbogen bald als ein Erzeugniß einer Menge unvollkommner Sonnenbilder an, bald hielten sie ihn, wie Seneca, für ein einziges verzogenes Sonnenbild, das von den Wolken wie von einem Spiegel zurückgeworfen würde. Josse Clictove, ein Doctor der Sorbonne, welcher zur Zeit der Re-

formation lebte, beobachtete das Umgekehrte in der Aufeinanderfolge der Farben des Haupt- und Nebenbogens, und dachte sich den letztern als ein Gegenbild des erstern. Marcus Anton de Dominis, Bischof zu Spalatro, erklärte endlich die Entstehung des Hauptbogens, und bewies die Richtigkeit seiner Theorie durch Versuche, die er mit einer hohlen und mit Wasser gefüllten Glaskugel anstellte. Hängt man nemlich eine solche Kugel an einer Schnur auf, welche über eine Rolle geht, so daß jene höher hinaufgezogen oder herabgelassen werden kann, so sieht man ein lebhaftes Roth an der hintern Seite der Kugel, wenn diese von der Sonne beschienen, und das Auge so gestellt wird, daß die Gesichtslinie mit den einfallenden Strahlen einen Winkel von zweiundvierzig Graden bildet. Läßt man die Kugel tiefer herab, so, daß sich der angeführte Winkel um einige Grade verkleinert, so sieht man nach und nach andre Regenbogenfarben, z. B. gelb, grün, blau. Zieht man die Kugel so hoch hinauf, daß die Augenlinie mit den einfallenden Strahlen einen Winkel von einundfunfzig Graden bildet, so nimmt man an der vordern der Sonne zugekehrten Kugelfläche jenes lebhafte Roth, und wenn man die Kugel noch etwas höher bringt, die übrigen Farben wahr. Diese Versuche, bei welchen sich die Kugel

wie der fallende Regentropfen in der Natur verhält, wurden von Descartes, der nun auch die Entstehung des Nebenbogens angab, wiederholt.

Endlich ergänzte Newton, was noch in der Lehre des de Dominis und des Descartes mangelte, und erklärte, aus seinen Entdeckungen über die Brechbarkeit gefärbter Strahlen, das Daseyn und die Aufeinanderfolge der Regenbogenfarben.

Um die Stärke und Beschaffenheit der Elektricität des fallenden Regens zu beurtheilen, hat man Regen-Electrometer erfunden.

Desgleichen erfand man auch Regenmesser. Um die Menge des Wassers zu bestimmen, das bei einem Regen aus der Atmosphäre niederfällt, wendet man den Regenmesser oder das Ombrometer an. Es ist demnach der Regenmesser ein Werkzeug zur Abmessung des bei einem Regen sich ergießenden Wassers. Die Menge dieses Wassers bestimmt man durch die Angabe der Höhe, welche jenes unter gewissen Voraussetzungen auf der Erdfläche angenommen haben würde. Denn die Menge des gefallnen Regens muß jederzeit um so mehr betragen, je höher das auf einer beregneten Ebne angesammelte Flüssige steht. Man kann indessen aus dem Stande des irgendwo auf einer

Fläche befindlichen Regenwassers keinen ganz sichern Schluß ziehn, weil sich dieses erstlich nicht gleichförmig auf der Erde verbreitet, und weil es auch zweitens durch Einziehung in diese, so wie durch Verdünstung in jedem Momente verliert. Will man also genau die Menge des gefallnen Regens wissen, so muß man sich des Regenmessers bedienen, der immer so eingerichtet wird, daß das aufgefangne Regenwasser weder durch Einziehung, noch auch durch Verdünstung vermindert werden kann.

Der Regenmesser ist, was seine Einrichtung betrifft, bald einfacher, bald zusammengesetzter. Mehrentheils besteht derselbe aus einem metallnen, gläsernen, irdenen, oben offnen und geräumigen Gefäße, welches an dem untern und engern Theile in eine verschlossene Glasröhre leitet. Dieses Gefäß setzt man unbedeckt in die freie Luft hin, damit, wenn der erwartete Regen erfolgt, ein Theil des herabströmenden Wassers in die obre, weite Mündung eingehn, und in die an dem untern und engern Theile befindliche Glasröhre gelangen könne. Ist der Regen vorüber, so untersucht man den Stand des in der Röhre befindlichen Wassers, aus dem man nun leicht die Höhe finden kann, die das Wasser angenommen haben würde, wenn es sich an der obern Mündung, deren Umfang man ge-

nau kennen muß, angesammelt hätte. Stände nun das Wasser in der Röhre so hoch, daß es bei einer Ansammlung an der erwähnten Mündung eine Höhe von zwei Linien bilden müßte, so würde es auch zwei Linien geregnet haben, d. h. es würde überhaupt so viel Wasser gefallen seyn, daß dieses, wofern es sich gleichförmig verbreitet, und nichts durch Einziehung und Verdünstung verloren hätte, die Erdfläche auf zwei Linien hoch bedecken könnte.

81) Der gesuchte Hofmeister.

Eine Dame auf dem Lande schrieb an eine Dame in der Stadt, und bat sie, ihr einen Hofmeister zu verschaffen, der folgende Eigenschaften habe. (Hier fügte sie ein Register bei, welches alle Tugenden und fast alle Wissenschaften und Künste enthielt.) Die Dame in der Stadt antwortete: „Ich habe einen Hofmeister, wie Sie ihn verlangen, gesucht, aber noch nicht gefunden. Doch ich werde fortfahren, ihn zu suchen, und sobald ich ihn gefunden habe, können Sie Sich darauf verlassen, daß ich ihn — heirathen werde."

82) Merkwürdige Geschicklichkeit im Finstern zu finden.

Ein gewisser Gougé, der zu Paris vormals für die Königl. Militärschule die Briefe besorgte, wettete im Jahre 1780, daß er von dieser Schule bis zu der großen Post in der Straße Platriere mit verbundnen Augen gehen wolle, ohne zu irren oder sich zu stoßen. Er mußte bei dem Platze Ludwigs XV. über das Wasser, suchte sich selbst ein Boot, fand es, ohne zu rufen, und ruderte sich selbst hinüber. Als er bei den Gallerieen des Louvre angekommen war, deutete er ohne Fehlgriff auf die Klingel der Königlichen Buchdruckerei, und in der Straße Froidmanteau blieb er vor dem Hause eines ihm bekannten Weinhändlers stehn, und foderte ein Glas Wein, welches ihm gereicht wurde. So kam er ohne Anstoß zum Ziele, von unzähligen Zuschauern begleitet.

83) Die Friedliebenden.

In Bayern liegt ein Dörfchen, Nahmens Eisenärzt, welches so wenig Ackerbau hat, daß

es nur Eines Pfluges bedarf, dessen sich die Einwohner bloß zu Bestellung ihrer Kohlgärten wechselsweise bedienen. Außer einer beträchtlichern Viehzucht, besteht ihr Nahrungszweig vorzüglich in dem Betriebe zweier Eisenhämmer, die ihr gemeinschaftliches Eigenthum sind, dergestalt, daß ein jeder eine bestimmte, größre oder kleinere, Anzahl von Tagen darauf zu arbeiten berechtigt ist. Wen die Reihe trifft, kommt mit Frau und Kind, bringt Materialien und Werkzeuge mit, und arbeitet mit seiner Familie Tag und Nacht hindurch fort, bis er seinem Nachfolger Platz machen muß. Der Ueberrest von Materialien wird nun wieder nach Hause geschafft. Was man aber an Eisen fabricirt hat, bringt man auf das gemeinschaftliche Warenlager, wo es in größern Partieen mit den Fabrikaten andrer zusammen verkauft wird. Diejenigen, welche nur zu wenigen Tagen berechtigt sind, oder nur eine kleine Familie haben, treten auch wol zusammen, so daß sie sich nachher in dem gemeinschaftlichen Ertrage zu theilen haben. Wer, wenn seine Zeit abläuft, noch Eisen im Ofen hat, ist verpflichtet, seinem Nachfolger deshalb eine angemessene Vergütigung zu leisten, die er hingegen zu fordern berechtigt ist, wenn er seinem Nachfolger früher Platz machen kann.

Dies Alles setzt natürlich sehr verwickelte Rech-

nungen voraus, und ein Durchreisender wunderte sich daher mit Recht, als er sahe, daß die Einwohner unter sich, ohne daß die Obrigkeit sich darum bekümmern durfte, bloß mit Hülfe ihres Schulmeisters, sich miteinander berechneten, und demungeachtet so wenig einen Begriff vom kunstmäßigen Rechnen und Buchführen hatten, daß sie vielmehr glaubten, das Erstre würde sie nur verwirren und das Letztre wäre, wenn jeder nur nehme was ihm gehöre, eine sehr unnöthige Mühe.

Nach einigen Tagen hatten sie gerade ihre jährliche Rechnungsablage, und der Fremde wohnte derselben bei. Die Hämmer ruhten an diesem Tage, es wurde Gottesdienst gehalten und nach Beendigung desselben versammelten sich die festlich gekleideten Hausväter im Wirthshause, in der gemeinschaftlichen großen Hochzeitstube. Zufrieden und froh unterhielten sie sich hier mit freundschaftlichen Gesprächen, bis endlich der Schulmeister erschien. Er trat an einen Tisch, und man stellte sich um ihn her. — Seine ganze Rechnung stand auf einer großen Schiefertafel, von welcher er jetzt die Nahmen der Theilhaber ablas, mit dem, was ein jeder während des Jahrs im Ganzen an Waaren geliefert, wie viel Geld er dafür empfangen habe, und was im Waarenlager noch für ihn vorräthig sey. Einige wenige nur schienen das Ab-

gelesene mit einem Papiere zu vergleichen, was sie aus der Tasche zogen; die übrigen gaben, so wie die Reihe sie traf, durch ein freundliches Kopfnicken ohne weitres Nachsinnen die Richtigkeit der Rechnung zu. Das ganze Geschäft dauerte nicht über eine halbe Stunde. Nach Beendigung desselben war eine kleine stille Pause, und der Schulmeister hub dann mit stärkrer, feierlicher Stimme an: „Als Rechnungsführer dieser löblichen Eisengewerkschaft, frage ich hiemit an, ob jemand gegen diese Rechnung etwas einzuwenden habe, zum ersten mahl!" — Nach einer kleinen Pause wiederholte er diese Frage zum zweiten- und eben so zum drittenmahl. Keiner hatte etwas dabei zu erinnern. Hiervon durch eine abermalige kleine Pause überzeugt, trat der Wirth, mit einem feuchten Schwamm in der Einen und einem zierlich gearbeiteten Becher in der andern Hand, vor den Schulmeister hin. Dieser nahm nun, indem er mit lauter Stimme sagte: „Die Rechnung ist richtig!" den Schwamm und löschte die Rechnung aus. Dann aber ergriff er den Becher, und rief: „Es lebe die löbliche Eisengewerkschaft!" Ein allgemeiner Jubel antwortete ihm, und die jährliche Ceremonie machte den allgemeinern Freuden des Tages Platz.

In der Registratur des Gerichts, worunter dies Dörfchen gehört, findet sich weder von ältrer

noch neuerer Zeit irgend ein Fall, wo über dieses Rechnungswesen ein Streit entstanden wäre.

Schon das Aeußre dieses friedliebenden Orts zeugt von der daher entspringenden Wohlhabenheit seiner Bewohner, noch mehr aber der erfreuende Anblick ihrer Kinder von Ordnung und gutem Beispiele der Eltern, und die freundliche Bewillkommnung des Fremden von dem größern innern Glücke eines ruhigen Bewußtseyns und der Zuversicht, in jedem Menschen nur den Freund und nie den Feind zu sehn.

84) 800 Dutzend silberner Teller ein nothwendiger Hausrath.

Im Jahre 1600 war in Spanien die Pracht an Gold- und Silbergeschirr so groß, daß man sich für arm hielt, wenn man nicht von dergleichen ungefähr 800 Dutzend Teller und 200 Schüsseln in Hause hatte. Man zählte in mehrern Häusern bis 1200 Dutzend Teller von ziemlichem Gewicht und bis auf 1200 Schüsseln. — So wendete man die Schätze der neuen Welt an, aus der, wie die Register von Sevilien beweisen, die Spanier vom

vom Jahre 1519 bis 1617 allein 1356 Millionen Gold erhalten hatten.

85) Der Marschall von Sachsen ist accisefrei.

Der Marschall von Sachsen kam einmal von einer Spazierfahrt nach Paris zurück, und ließ im Thore halten. Der Visitator machte den Wagen auf; sobald er aber den Marschall erblickte, bückte er sich tief, mit den Worten:

„Verzeihen Ew. Exellenz, Lorbeern geben keine Accise.“

86) Die Hölle auf Erden.

Man weiß, daß der Selbstmord unter den Negern sehr häufig ist; sie glauben, daß sie nach dem Tode wieder in ihr Vaterland zurückkehren werden. Die Negersclaven eines englischen Kaufmanns auf der Insel St. Christopher wurden

so grausam behandelt, daß sich tagtäglich einige erhingen. Die Verzweiflung über ihre Leiden stieg endlich zu einer solchen Höhe, daß die Uebriggebliebenen miteinander einig wurden, sich alle an Einem Tage zu erhängen. Sie wählten den benachbarten Wald zur Ausführung dieser That. Der Kaufmann hörte davon, und sah ein, daß ihn dieß zu Grunde richten würde; es mußte ein schneller Entschluß gefaßt werden. Er belud ungesäumt alle seine Wagen mit den Geräthen seiner Pflanzung, und begab sich damit an den zu der beschlossenen Trauerscene bestimmten Ort. Schon waren die Stricke an die Bäume gebunden und die Leibeigenen im Begriff sich aufzuknüpfen, als sie bei dem Anblicke des Herrn zurückschauderten. „Seyd ohne Sorgen," sagte er, „mein Entschluß ist, euch zu begleiten, und ich bin daher gekommen, mich mitzuhängen. Ich habe meine Pflanzung hier verlassen, wie ihr sehen könnt, und gedenke, eine neue in Afrika anzulegen, wohin wir alle zugleich kommen werden. Ich habe schon vor guter Zeit deswegen Aufträge dorthin geschickt; eure Cameraden, die sich vorher erhenkt haben, sind schon alle dort und arbeiten nun mühsam darauf los. Ihr sollt mit ihnen arbeiten; aber da ihr hinfort nie mehr im Stande seyn werdet, von mir zu entlaufen, so will ich euch keine Stunde mehr Rast geben. Ihr sollt

zwischen Tag und Nacht keinen Unterschied wissen, und keinen Sonntag Ruhe haben. Wohlan denn, erhängt euch! ich folge eurem Beispiele.“ Die unglücklichen Neger erschraken und kehrten sogleich zu ihrer Arbeit zurück.

87) Der doppelte Eid.

Im Br . . . . . schen wurde ein Feldhüter beeidigt. Als er den Eid bereits abgelegt hatte, ward es dem Justitiarius bedenklich, ob der Mann, welcher Familie hatte, bei dem jährlichen Einkommen des Aemtchens, das in nicht mehr als sechs Thaler und einem neuen Rocke bestand, auch ehrlich werde leben können. „Komm er noch einmal her,“ sagte er daher zu ihm; „er muß nun noch schwören, daß er seinen Eid halten will.“ — „Nein, Herr Justitiarius,“ erwiderte der Mann, „das kann ich nicht.“ —

88) Verwandlung eines Ritters.

Der Ritter d'Eon de Beaumont, geb. im J. 1728 zu Tonnerre in Frankreich, studirte zu Paris, und machte in den Wissenschaften sehr große Fortschritte, wodurch es ihm in der Folge möglich wurde, auch als Schriftsteller Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn. Seine nicht gemeinen Kenntnisse in der Staatswissenschaft verschafften ihm schon im Jahre 1755 die Stelle eines geheimen Geschäftsführers am Russischen Hofe, wo er zur gänzlichen Zufriedenheit des Versailler Cabinets arbeitete. Im siebenjährigen Kriege erwarb er sich durch persönliche Tapferkeit ungemeinen Ruhm, und rettete bei mehrern Gelegenheiten die Ehre der französischen Waffen. Nach wiederhergestelltem Frieden wurde er wieder bei der englischen Gesandtschaft in London angestellt; allein hier gerieth er bald mit dem Grafen Guerchy, dessen Gesandtschaftssecretair er war, in Mißhelligkeiten; er wurde dem Hofe zu Versailles verhaßt, verlor deßwegen seine Würden und lebte nachher in London als Privatmann, nicht ohne heimliche Nachstellungen. Ludwig XVI., der unter den Papieren seines Großvaters eine geheime Correspondenz des Ritters d'Eon gefunden hatte, hielt sich verbunden, ihn wieder nach Frankreich zu berufen.

Lange konnte er sich nicht entschließen, diesem Rufe zu folgen; endlich aber trat er doch im Jahre 1777 die Reise an. Er wurde sehr gut aufgenommen, mußte jedoch auf ausdrücklichen Befehl des Königs seinen ritterlichen Schmuck mit Frauenzimmerkleidern vertauschen. Die Gründe dieses seltsamen Gebots scheinen weniger sonderbar, wenn man bedenkt, daß über das eigentliche Geschlecht des d'Eon schon in London Zweifel erhoben wurden, und der Ritter sich einmal genöthigt sah, vor einem Haufen versammelter Menschen zu erklären, daß er jedem mit dem Degen oder dem Stocke seine Mannheit zu beweisen erbötig sey. Zahlreiche über diesen Punkt angestellte Wetten blieben unentschieden. Ritter d'Eon führte indeß seitdem den Namen der Chevaliere d'Eon, den er auch nicht ablegte, als er 1765 nach England zurückkehrte. Anacharsis Cloots, der berühmte Redner, forderte 1792 den d'Eon auf, für die Sache der Freiheit zu fechten, und dieser antwortete in einem verbindlichen Handschreiben, daß er diesem ehrenvollen Rufe sehr gern folgen würde, wenn ihm der König der Franzosen nur erlauben wolle, seine jetzige weibliche Kleidung mit der ehemaligen ritterlichen zu vertauschen.

89) Der listige Page.

Kaiser Joseph II. besaß eine goldne Dose, mit einem sehr reich eingefaßten Damenportrait, das er sich bloß nach seiner Idee hatte mahlen lassen. Diese Dose, welche ihm unter allen die liebste war, wurde entwendet. Der Kaiser bemerkte es bald, und warf deshalb Verdacht auf einen seiner Pagen, einen Menschen von 16 Jahren. Augenblicklich rief er ihn herbei und ließ ihn auf der Stelle alle Taschen leeren. Dieser that, was ihm befohlen war, ganz unbefangen, und fand endlich die Dose. Ohne auch nur im geringsten zu erröthen, stellte er sich ganz fremd und meinte, er müsse sie in Gedanken eingesteckt haben. Der erzürnte Kaiser aber, welcher ihn durchschauete, drang in ihn, und er gestand sein Verbrechen. Der Kaiser hatte ihn wegen seines naiven Wesens immer sehr geliebt, fühlte sich daher durch den Vorgang zwar um so mehr gekränkt, zugleich aber auch um so eher zur Verzeihung geneigt, und wünschte deshalb irgend einen Grund zu finden, aus welchem er ihm verzeihen könne. „Warum," fragte er ihn, „nahmst du gerade diese Dose; da du weißt, daß sie mir die liebste ist?" — Und man denke sich nun die Schlauheit und schnelle Erfindung des Diebes! Er nahm die Rolle eines Verliebten an. —

„O," sagte er, „Ew. Majestät vergeben mir gewiß, wenn ich Ihnen entdecke, daß ich das Original zu dem Portrait dieser Dose bis zum Wahnsinn liebe, und daher die Dose nur des Portraits wegen zu besitzen wünschte." Der Kaiser wurde hierdurch gerührt und fragte ihn in einem sanftern Tone, wie alt er wäre. „Sechszehn Jahr" war die Antwort. Nachdem ihm der Kaiser einige Verwunderung darüber bezeugt hatte, daß er schon liebe, fuhr derselbe fort: „Aber, wie kannst du ein Original zu diesem Portrait kennen, da es mir der Mahler doch nur bloß nach meiner Idee mahlen mußte?" — Der Page, mit dem Anschein einer eben so großen Verwunderung, versicherte, es möge ein Zufall seyn, oder der Mahler jene Person insgeheim copirt haben, so könne derselben doch nichts ähnlicher seyn, als dieses Portrait. Ohne sich im geringsten zu unterbrechen, ging er dann zu den größten Lobeserhebungen der Person über, fügte hinzu, sie wäre eine Kaufmannstochter in Wien, mit ihm gleichen Alters, und schloß mit dem Wunsche, daß der Kaiser sie unerkannt sehen möchte.

Er wußte dies alles so natürlich zu machen, daß es ihm wirklich gelang, den Monarchen zu täuschen. Ein solches genaues Zusammentreffen von bloßer Idee und Wirklichkeit hatte für denselben In-

teresse genug, um sich durch den Augenschein von der Wahrheit desselben überzeugen zu wollen, und er entschloß sich daher sogleich, die Person zu sehn. Der Page bat, ihn nöthiger Vorbereitungen wegen vorausgehn zu lassen, und bezeichnete dem Kaiser dann genau Straße und Haus, wo er die Person finden würde. Dieser aber fand an dem bezeichneten, weit von der kaiserlichen Burg entlegenen, Orte statt einer idealischen Schönheit ein Paar alte Betschwestern, die bereits mit jedem Tage ihrem Tode entgegensahn.

Das Vorausgehn des Pagen war Verstellung gewesen, er hatte den Kaiser vorangehn lassen, und war, sobald er wußte, daß derselbe die Burg verlassen hatte, nach dem Kastellan zurückgeeilt, mit dem Vorgeben, der Kaiser glaube, seine Dose vergessen zu haben, und er solle sie holen. Man sah nach. Der Kaiser hatte wirklich in der Eile die Dose vergessen und man händigte sie dem Pagen ein; dieser aber verschwand damit, und wurde nie wieder gesehn.

90) Die Ungleichen. Eine Soldatenscene.

Der hannöverische Feldmarschall von Freitag war 1793 im Kriege gegen Frankreich in Hondschoten verwundet und von sechs französischen Soldaten der Linientruppen gefangen weggeführt worden. Die Wunde, welche er am Kopfe erhalten hatte, verbunden mit dem Stürzen vom Pferde in einen Graben, hatte ihm alle Besinnung geraubt; so daß er nicht wußte, wie, und auf welche Art, er in ein kleines, unweit Hondschoten gelegenes, Dorf gekommen war. Als er wieder zu sich kam, erstaunte er, sich unter sechs französischen Soldaten vor einem Kamine in einem Lehnstuhle sitzend zu finden. Sein Erstaunen nahm zu, als er fühlte, daß sich seine Geldbörse, seine beiden goldnen Uhren, kurz alles, was er bei sich gehabt hatte, noch unversehrt in seiner Tasche befand. Er fragte die ihn umgebenden sechs französischen Soldaten, wie sie ihn gefangen gemacht hätten, und wie er hieher gekommen wäre? — Sie erzälten ihm, was vorgefallen war; bemühten sich, ihm nützlich zu seyn; und fragten ihn: was zu seinen Befehlen stände? Hierauf sagte er: „Leute, Ihr habt vergessen, mir das, was Euch gehört, zu nehmen. Hier ist mein Geld und meine Uhren!“ — „Mit nichten!“ erwiderten einstimmig alle sechs, „uns

gehört nichts als Ihre Person, und für diese werden wir alle mögliche Sorgfalt tragen. Alles, was Sie bei Sich haben, gehört Ihnen. Einem wehrlosen Feinde, wie Sie waren, als wir Sie fanden, etwas abzunehmen, wäre ein Raub." — „Ihr irrt Euch, Kinder," antwortete der General, „die Börse und alle andern Sachen eines Gefangnen gehören, nach alten Rechten und nach Kriegsgebrauch, demjenigen, der ihn gefangen macht. Hier, nehmt es hin! Ich bin Euch doch dafür noch vielen Dank schuldig, daß Ihr mich so menschlich behandelt." — „Gut," nahm endlich Einer von den Soldaten das Wort, „wir nehmen es als ein Geschenk an, das Sie uns machen. Aber geben Sie uns nicht mehr, als sie ohne Unbequemlichkeit entbehren können!" Der General wiederholte seine Bitte, daß sie alles annehmen möchten, die Franzosen dankten höflich, und der großmühige Streit wurde beigelegt.

Nicht so, wie diese sechs Mann von den Linientruppen, zeigten sich aber bald nachher die sogenannten Sansculotten. Erstre waren eben bemüht, ihrem Gefangnen etwas zu kochen, als eine Anzahl Sansculotten in das Haus stürmte. Jene schrieen sogleich: „O Gott! da kommen die Carmaniols; jetzt ist alles verlohren!" Vergeblich bemühten sie sich, ihren Gefangnen vor der Wuth der-

selben ganz zu beschützen: sie mußten alle ihre Kräfte anwenden, um nur zu verhüten, daß der General nicht in Stücken gehauen wurde. Die Sansculotten nahmen ihm alles, was er von Werth an sich hatte, so daß sie ihm sogar die Epauletten von der Montirung rissen. Die Soldaten von den Linientruppen schimpften auf die Sansculotten, und es kam, bevor Letztre abzogen, zwischen beiden Partheien zu einem förmlichen Gefecht. Als die Sansculotten endlich wieder fort waren, sagten die Soldaten zum Feldmarschall: „Sind wir nicht recht unglücklich, daß wir uns genöthigt sehn, neben diesen Menschen zu dienen?" — Der folgende Tag gab dem Feldmarschall Gelegenheit, ihnen die gegebnen Beweise von Großmuth und wahrem militairischen Edelsinn zu vergelten. Bei dem Anbruche dieses Tages wurde das Dorf von den hannöverschen Grenadieren mit Sturm erobert. Der Feldmarschall sagte jetzt zu seinen bisherigen Wächtern: „Fürchtet Euch nicht, Kinder, es soll Euch kein Leid geschehn! Gebt mir alles, was Ihr habt, in Verwahrung!" Als nun die erbitterten Hannoveraner in die Stube drangen, in welcher sich der Feldmarschall befand, wollten sie die französischen Soldaten sogleich mit dem Bajonett niederstoßen; allein der Feldmarschall rief ihnen zu: „Cameraden, gebt diesen braven Leuten

Pardon; sie sind meine Retter gewesen.“ Die Grenadiere befolgten, obgleich anfänglich ungern, den Befehl ihres Generals, den sie alle wie einen Vater liebten; sie fingen indeß doch an, den französischen Soldaten die Taschen zu durchsuchen, und machten, als sie dieselben ganz leer fanden, finstre Gesichter. Der Feldmarschall aber sagte lächelnd: „Grenadiere! das sind alles meine Gefangne. Ich habe sie schon geplündert. Ich bezahle Euch morgen Eure Beute und meine Ranzion; aber diese braven Leute behalten alles.“ Mit diesen Worten gab er einem jeden Franzosen wieder, was er von ihm erhalten hatte. Die Grenadiere erkannten an diesem Zuge ihren alten Freitag, und die Franzosen sagten: „O! wir würden die ganze Welt erobern, wenn wir lauter solche Generale hätten, wie der Herr Feldmarschall ist.“ Der Herzog von York schickte sie nachher ohne Ranzion, durch einen hessischen Officier, frei an den französischen General van Damm zurück.

91) Der Waldteufel zu Neumark.

In der Gegend des westpreußischen Städchens Neumark verbreitete sich, nach den Akten des

Hrn. Geh. Raths Klein, im Jahre 1785 ganz allgemein die furchtbare Sage, es schweife in dem benachbarten Gehölze ein nackter Waldteufel umher, der die Vorübergehenden erschrecke und anfalle. Weil man nur selten von dergleichen gespenstartigen Wesen hört, so wollten viele der Sage keinen Glauben beimessen, und meinten, man müsse sich in seinen Wahrnehmungen geirrt, und vielleicht irgend ein andres wildes Thier erblickt haben.

Viele Einwohner aus dem Städtchen, und auch einige benachbarte Landleute, welche mit gesunden Augen den Waldteufel selbst gesehn hatten, fanden es indessen sehr lächerlich, daß einige Herren, die gelehrt, und bei mehrern Gelegenheiten immer klüger, als sie, seyn wollten, die wirkliche Gegenwart dieses Teufels in ihrem Holze noch bezweifelten. Der Schulze Czervinsky aus der Nachbarschaft, der dieß Ungeheuer einmal ganz in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, und bald handgemein mit ihm geworden wäre, beschrieb sein bestandnes Abentheuer mit folgenden Worten:

„Ich hatte des Morgens früh ein Geschäft im Holze. Da man mich wegen des Waldteufels ernstlich warnte, hütete ich mich wohl, ohne eine scharfgeladne Flinte in den Wald zu gehn. Ich war kaum eine Strecke hinein, so erblickte ich das

Ungeheuer schon. Es sah aus, wie ein von der Sonne sehr verbrannter, nackter, furchtbar wilder Mensch. In der rechten Vorderpfote hatte es einen langen und dicken Knüppel, an dessen Spitze eine große Axt befestigt war. Ich hatte einen gewaltigen Schreck bei diesem Anblick. Indessen faßte ich bald wieder Herz, legte die Flinte an, und wollte es erschießen. Da ich aber bemerkte, daß es, ohne Furcht vor meinem Gewehre, gerade auf mich zu kam: so erinnerte ich mich mit Schrecken, einmal gehört zu haben, daß dergleichen wunderbare Ungeheuer kugelfest sind, und einen Schuß eben nicht achten. Da überfiel mich nun Zittern und Zagen; ich suchte mein Heil in der eiligsten Flucht, und bin sehr froh, daß ich besser laufen konnte, als der Teufel."

Diese Erfahrung des Schulzen war kaum in dem Städtchen bekannt geworden, so waren Knechte und Mägde auf keine Weise mehr zu überreden, das Vieh ihrer Herrschaft ferner nach jenem Walde auf die Weide zu treiben. Aus dieser Ursache ertheilte der Magistrat der Bürgerschaft und einigen benachbarten Dörfern im Monat Junius 1785 den Befehl, den berüchtigten Wald zu umringen, und das vermeinte Ungeheuer lebendig und unbeschädigt einzufangen.

Dem Befehle ward in soweit Folge geleistet,

daß man sehr zahlreich den kleinen Wald von allen Seiten zugleich berennte, muthig in denselben eindrang, und in seinem Mittelpunkte sammt und sonders aufeinander stieß. Alles, was man einfing, waren einige Hasen, aber von einem Waldteufel hatte man durchaus nichts gewittert.

„Ja, (hieß es,) da mögt ihr lange suchen! Wißt ihr denn nicht, daß sich die Waldteufel unsichtbar machen können? und daß es von ihrer Willkühr abhängt, welchen Leuten sie erscheinen wollen?"

Was geschah? — Ein Bürger und Töpfermeister zu Neumark, Valerian Sabrowsky, hatte einige Wochen nachher das Glück, jenen Teufel in dem nämlichen Walde zu entdecken. Ihm war es auch vorbehalten, das Ungeheuer ritterlich zu bekämpfen, und zum Heil für seine Mitbürger den Sieg über dasselbe davonzutragen.

Er fuhr mit seinem Lehrburschen, Pallakiewitz, am 30ten Juny 1785 längs dem Gehölze hin, um sich Lehm für seine Werkstätte zu holen. Plötzlich hörte er von fern ein gewaltiges Schnarchen. Von wem konnte das anders kommen, als von dem so geflissentlich gesuchten, und dennoch verfehlten Waldteufel? — Dem Meister, so wie seinem Jungen, lief es eiskalt über. Unwillkührlich fiel diesem vor Schreck die Leine aus der Hand; und

ganz wider den Willen des Meisters zogen die Pferde, welche die Gefahr nicht kannten, in welcher sie alle schwebten, den Wagen der scheußlichen Gegend, wo es so fürchterlich schnarchte, immer näher. Bald sahen sie sich dicht neben dem Waldteufel. Zum größten Glück lag er auf der Erde hingestreckt, so lang und dick er war, und schlief.

„Wie leicht kann er erwachen, (dachte der Töpfermeister,) und dann sind vielleicht wir alle verloren; ich muß ihm also zuvorkommen.“ Mit diesen angstvollen Gedanken sprang er vom Wagen, und ergriff seine Lehmhacke. Indem erwachte der Schnarcher, und richtete, noch schlaftrunken, den Kopf ein wenig in die Höhe. Aber der Töpfer war kein solcher Narr, daß er ihm zum gänzlichen Aufstehn hätte Zeit lassen sollen. Ohne weitre Ueberlegung zerschmetterte er ihm mit seiner Hacke dermaßen den Kopf, daß das Gehirn weit umherspritzte.

Höchst vergnügt über die Heldenthat, eilte der noch immer verblendete Mörder nach Hause, und erzählte einem jeden, „daß ihm Gott geholfen habe, die Gegend endlich von dem Ungeheuer zu befreien.“ Von den Stadtgerichten erwartete er eine Belohnung, und wunderte sich daher nicht wenig, da sie ihn, anstatt zu belohnen, gefänglich einziehen ließen.

Der

Der Erschlagne war ein desertirter Preußischer Dragoner, Nahmens Krankowsky, der als ein gewesener Neumärkscher Töpferbursche nachher auch seinem Mörder nicht unbekannt war. Dieser wurde zu sechsjähriger Festungsarbeit verurtheilt.

92) Der ewige Haß.

Ein schon ältlicher Mann wurde an die westliche Küste von England verschlagen. Die Leute versammelten sich um ihn, und zeigten ihm ein gutes Haus in der Gegend, wo man ihn vermuthlich wohl aufnehmen würde. Dort freute er sich, einen alten Schulfreund zu finden, den er seit seiner Jugend nicht wiedergesehn hatte. Die Freude wurde zwar ein wenig dadurch vermindert, daß dieser das Podagra hatte; allein ungeachtet er schon lange krank darnieder lag, erheiterte ihn doch der Anblick eines alten Gespielen aus seinen schönsten Jahren so sehr, daß er neugebohren schien. Nach den gewöhnlichen Erfrischungen führte die Magd den Reisenden in das für ihn bereitete Zimmer, und verließ ihn. Die Magd war der einzige Dienstbote im Hause. In der Nacht wurde der Fremde

ermordet. Es entstand nun ein Prozeß, worin man fragte, wer ist der Thäter? Der Herr des Hauses sagte, er könne weder Hand noch Fuß bewegen, und wäre seit langer Zeit nicht aus der Stube gegangen. Die Magd antwortete im Verhör so gerade und überzeugend, daß jedermann sie lossprach. „Bei so gestallten Sachen, (sagte der Kläger,) habe ich der Magd nur noch Eine Frage vorzulegen," welche er vorher dem Defensor geschrieben überreichte. Dieser sagte: „wenn Sie diese Frage thun, so mag ich mich mit der Vertheidigung meiner Clienten weiter nicht befassen." Die Frage wurde nun in jedem Betracht nothwendig; sie hieß: „Hörte sie in der Nacht eine Thür aufgehn?" die Antwort war: „Ja." „Was für eine?" „die Thüre meines Herrn." Hier fiel der alte padagrische Herr ein; er sagte, er wolle sein Verbrechen gestehn, und dadurch den einzigen Ersatz machen, der in seiner Macht stände. Er sagte Folgendes aus:

„Wir waren in Einem Alter, in Einer Schule, und unsre Väter waren beide Gentlemen. Zwei arme Schüler, welche blos von Stipendien auf der Schule lebten, stahlen Aepfel in einem Garten; hätten sie dafür büßen sollen, so würde es sie zu Grunde gerichtet haben. Der Ermordete schlug daher vor, daß wir uns als die Thäter angeben

sollten, weil uns der Vorfall weiter nichts schaden könne. Das geschah, wir wurden beide von der Schule relegirt. Der Schimpf, den dies auf mich warf, brannte mir nachher in der Seele, und ich faßte einen unauslöschlichen Haß gegen den, der den Rath gab, wodurch wir vor der Welt gebrandmarkt wurden. Das Schicksal trennte uns, ich wußte gar nicht, daß er noch am Leben wäre, bis er in mein Haus kam. Als ich ihn sah, frohlockte ich heimlich. Ohne Zweifel hielt er dies für die Wirkung der Freude, die mir sein Wiedersehn gewährte, aber es war blos der Triumph, ihn als Opfer bei mir zu wissen. Der Haß hauchte neue Kraft in meine Glieder; mitten in der schlaflosen Nacht kroch ich auf Händen und Füßen an seine Kammerthür: mit schlagendem Herzen horchte ich auf seinen Athemzug, um gewiß zu seyn, daß er schlief, und mit einem Scheermesser, das er von mir geborgt hatte, durchschnitt ich ihm die Kehle. Dann kroch ich mit entsetzlicher Genugthuung in meine Schlafkammer zurück."

Der Rachsüchtige wurde nach diesem Geständnisse hingerichtet.

93) Unglückliches Opfer der Wahrsagerei, zu Hamburg.

Im Septbr. 1777. waren zu Hamburg aus einem Miethkutscherstalle ein Paar Uhren und einige andre Sachen gestohlen. Die Kutscher fragten eine Wahrsagerinn, ob sie ihnen durch ihre Kunst den Dieb entdecken könne. Diese that den Ausspruch: „derjenige, der den folgenden Morgen zuerst in den Stall kommen würde, sey der Dieb.“ Von ungefähr kommt ein armer Schuhflicker mit seiner verfertigten Arbeit des andern Morgens mit dem Frühsten in den Stall. Die Knechte, von dem Wahrsagerweibe betrogen, halten den Schuhflicker für den Dieb, und schlagen diesen Unglücklichen mit Mistgabeln, auf eine unmenschliche und grausame Art, halb todt. In diesem erbärmlichen Zustande werfen sie ihn hinaus, und lassen ihn in seinem Blute liegen, in der Hoffnung, daß er bald sterben werde, und sie also nicht verrathen könne. Allein der Unglückliche erholt sich, kriecht einige Gassen fort, und verbirgt sich in einem Kellerloche. Hier finden ihn einige Soldaten, und zeigen diese gottlose That der Obrigkeit an. Der unschuldige Mann wird abgehört und hatte kaum noch die Kräfte, um diejenigen anzugeben, die ihn so grau-

sam zugerichtet hatten; kurz darauf starb er. Die Böſewichter ergriffen die Flucht; die Wahrſagerinn aber ward zur gebührenden Strafe gezogen.

94) Höchſter Grad der Eiferſucht.

Ezzelin, ein Landmann, lebte in jenem roheren Zeitalter, wo körperliche Kraft oft über alle Vorzüge des Geiſtes entſchied, und wo man die Leidenſchaften alle, ſo mächtig ſie wollten, keimen und emporſchießen ließ, weil man ihre Befriedigung unter allen Umſtänden ſich erlaubte. Ezzelin war mit einer kühnen, trotzigen Seele gebohren. Ueber jeden, einmal gefaßten, Plan brütete ſein Geiſt düſter und feſt; ſtark und tief waren die Flammenzüge ſeiner Leidenſchaften. Das bewies ſein ehemaliges kriegeriſches Leben; und auch ſeine Liebe zu Olimpia, ſeiner Gattinn, war ein Beweis davon. —

Auf dem mittlern Theile desjenigen Gebirges in der Mark Treviſo in Italien, an deſſen Fuß Olimpiens (ſeiner Gattinn) Trift und Gärtchen lag, weidete ſchon ſeit geraumer Zeit Fabri, ein junger Hirt, ſeine Heerden. Oft pflegte er, am

Hügel hingelehnt, oder auf einem überhangenden Felsenstück, ein ländliches Lied auf seiner Flöte zu spielen. Ihr sanft zerfließender, schmelzender Ton, von der Entfernung noch verschönert, fand durch Olimpiens Ohr den Weg zu ihrem Herzen. Oft, wenn sie in der traulichen Stille der Abenddämmerung, oder an einem milden Herbsttage, seine kunstlose Musik vernahm, traten unaufhaltsam Thränen in ihr Auge; ohne daß sie es selbst wußte, ohne daß sie daran dachte, zu klagen, entschlüpfte ihr ein Seufzer. Es schien ihr weh zu seyn, und war ihr dennoch so wohl. Auch das Geblöke seiner Schafe, selbst das Geräusch seiner weidenden Ziegen, gefiel ihr. Mahlerisch schön schien ihr der Anblick seiner kletternden Heerde. Olimpia hatte dies mit allen empfindsamen Seelen gemein, daß Bilder aus der Natur, zumal aus der gebirgigen, kräftig auf sie wirkten.

Aber Ezzelin, von stärkerem Stoffe gewebt, kannte Wirkungen dieser Art nicht. Mit Staunen sah er seine Gattinn beim einfachen Ton einer Flöte Thränen vergießen; sah, daß oft der Eindruck dieser ländlichen Musik noch lange bei ihr dauere; daß Olimpia oft dadurch auf den nächsten Abend in eine sanfte Schwermuth versinke: und statt dieser milden gefühlvollen Seele sich zu freuen, oder auch durch muntre Gespräche diesen süßen Harm

zu zerstreuen, gab er dem unseeligsten Argwohn Gehör; ließ den gefährlichsten Feind ehelicher Glückseeligkeit, Eifersucht, in seinem Herzen Raum gewinnen, und der Unglückliche überredete sich, sein Weib sey in den Hirten verliebt.

Zertrümmert war nun seine Ruhe Zur unerträglichsten Last ward ihm seine Arbeit. Schweigend und kalt ward sein Betragen, mürrisch jedes seiner, nunmehr seltnen Worte, verdachtvoll jeder seiner spürenden Blicke. Unterdrückte Seufzer füllten seine Brust. Er hatte nun für Olimpia keine Liebkosungen mehr, für ihre sorgsame Mutter kein Zutrauen, für sich selbst des Nachts keinen Schlaf und den ganzen Tag hindurch nur düstre Grillen. Ein böser Genius, das fühlte und gestand er selbst, wüthete in seinem Innern. Doch schämte er sich selbst, ihn Eifersucht zu nennen; legte sich das harte Gesetz auf, sie nicht blicken zu lassen; gab vor, Gewissensangst über früher verübtes Unrecht zu fühlen, und beschloß, um ihrer los zu werden, eine Reise ins heilige Land zu thun.

Länger als ein Jahrhundert schon, herrschte damals in Europa der Geist der Kreuzfahrten; freilich flammte er nicht mehr mit jener ersten, fast unbegreiflichen Wuth, mit welcher, zur Schande des menschlichen Verstandes, ein halb nackter, blödsinniger Einsiedler ganze Millionen leichtgläubiger

Schwärmer angesteckt hatte; aber noch blieb er stark genug, um viele Tausende ins Morgenland zu treiben, wo sie gemeiniglich, statt Laster abzubüßen, noch neue und größere auf sich luden. — Auch Ezzelin nahm jetzt das Kreuz. Vergebens weinte sein Weib, vergebens flehte ihre gute Mutter. Er riß sich mit ernstem, weggewandtem Angesichte los und gieng. Einige junge Tempelherren, die alles, was ihnen in Europa nur aufstieß, sammelten, und durch diesen edlen Trupp das Grab des Messias aus den Händen der Ungläubigen reißen wollten, nahmen willig die angebotnen Dienste unsers Helden an, und unterschieden ihn bald von dem übrigen Trosse; denn sie fanden in ihm alle den Muth, den ein gemeiner Krieger, und jenen kalt übersehenden Blick, den der Anführer bedarf. In verschiednen kleinen Gefechten brachte er durch die Kraft seines Arms die Feinde zur Flucht, durch das Beispiel des Muths seine Gefährten zur Nachfolge. Man überhäufte ihn mit Lob, und er blieb dabei eben so kalt, wie bei der Annäherung der Gefahr und des Todes. Stillschweigend gieng er in den Kampf, und auch wenn er als Sieger zurückkehrte, geschah es mit langsamen Schritte, düstern Blicken und verbissenen Lippen.

Er war nach Palästina gezogen, um im Ge-

wühl des Krieges die innre Ruhe wieder zu finden. Er irrte sich. Die Sarazenen schreckten ihn nicht; aber Olimpia und Fabri zerrissen sein Herz. Die Abwesenheit hatte ihm Trost gewähren sollen, und ward eine Qual mehr für ihn. Schlaf und Tod schienen sich verbunden zu haben, ihn zu fliehn. Er vermochte es nicht, diese grausame Folter länger zu ertragen. Im nächsten Frühjahr schiffte er auf dem ersten Fahrzeuge sich ein, kehrte nach Italien zurück, und flog der Wohnung Olimpiens zu. Hier, in dem kleinen Gehölz, worin sie lag, verbarg er sich, um seine Gattinn zu belauschen.

Auch hier verfloß ihm der größte Theil der Nacht ohne Schlaf. Erst gegen Morgen siegten Müdigkeit und Natur über sein unruhiges Herz. Er war eingeschlummert, als jetzt die Sonne hervorgieng, und plötzlich der Schall von Fabri's unseeliger Flöte in sein Ohr drang. Welches bittre, ihn verfolgende Mißgeschick! Um sie nicht mehr zu hören, um ihn nicht mehr zu sehn, war er nach Asien geflohn. O, warum mußten die Säbel der Ungläubigen ihn verschonen! — Jetzt begann Fabri's Flöte ein neues Lied. Es war noch schmachtender und zärtlicher, als das erste, es schien ganz ein Lied der Liebe zu seyn. Wüthend erhob sich Ezzelin, und eilte den Bergen zu. So durch-

streift in Arabien ein tödtender Wind die Wüsten; so steigt aus dem Meere furchtbar eine Wassersäule empor, und versenkt jedes Schiff, das ihm sich naht. Er schwur des Hirten Tod; aber die schützende Gottheit wachte über den Unschuldigen. Er suchte ihn allenthalben, und fand ihn nicht.

In diesem Augenblicke trat seine Gattinn vor die Thür der Hütte; schaute nach dem Abhange, sah und traute ihren Blicken kaum. Einen lauten Schrei des Entzückens stieß sie aus, als sie endlich gewiß war, sich nicht zu irren. Sie flog ihm entgegen, breitete von weitem schon ihre Arme gegen ihn aus, und ward, als sie ihm mit trunkner Freude an die Brust sank, starr von ihm angeblickt, und dann — zurückgestoßen. Auch ihrer greisen Mutter, die ihr nachgewankt kam, ward frostig gedankt, als sie ihn herzlich willkommen hieß. Alle Fragen, alle Anreden wurden einsilbig mehr zurückgewiesen, als beantwortet. Noch einmal wollte sein Weib ihn umarmen; er entriß sich ihr abermals, und gieng mit Murren in die Hütte.

Er griff wieder zu seinem Spaden und Beile. Er wurde auch bald wieder thätig, aber heiter wurde er nicht. Vergebens sprach man mit ihm, er antwortete nicht. Vergebens weinte seine Gattinn, er merkte nicht auf ihre Thränen. Wenn er des Abends heim kam, saß er schmollend in einem

Winkel, oder stellte sich, als schlummre er, um alles Gespräch zu vermeiden. Einsam hatte man sein Lager bereiten müssen. In seinem Innern tobte ein Ungewitter, und wartete nur auf den kleinsten Anlaß, um auszubrechen.

Indeß Ezzelin in seinem eignen Hause so kalt, so entfernt von seiner Gattinn lebte, durchforschte der Unglückliche vergebens ihr Leben, ihr ganzes Betragen, und fand nichts in ihm, was den Zorn eines, sonst so liebevollen Gatten reizen konnte. Keines Vergehens, selbst keines sträflichen Gedankens sich bewußt, waren Gebete zum Himmel ihre einzige Zuflucht. Sie flehte so innig um die Aenderung und Wiedererhaltung des Herzens ihres Mannes, und blieb — denn unbegreiflich sind oft die Wege der Vorsehung — unerhört. Hätte Ezzelin nur mit einem einzigen Worte seinem Herzen Luft gemacht, wie gern würde ihn Olimpia eines andern überführt, wie gern alles gethan haben, was sein Eigensinn nur begehren konnte — aber düstre Verschlossenheit ist das Unglück des Eifersüchtigen. Er hält sich für fest überzeugt, will nicht widerlegt seyn, weil er glaubt, daß er nicht widerlegt werden kann, und so wüthet diese Flamme im Innern desto stärker, je weniger sie ausbrechen kann.

Eines Morgens, als Ezzelin gegen seine Ge-

wohnheit später, als die Sonne aufging, erwachte, sah er beim ersten Blick, daß Olimpia schon aufgestanden, und nicht mehr in der Hütte sey. Rasch sprang er auf, nahm sein Gewand um, ergriff einen Spaden, und ging hinaus. Was er gemuthmaßt hatte, was so unschuldig an sich selbst, aber ein Verbrechen in seinen Augen war, traf ein: Olimpia saß vor der Thür und hörte auf Fabri's Flöte. — „Und was machst Du jetzt schon hier?" brach Ezzelin mit einem Tone aus, vor welchem Olimpia erschrocken zurückfuhr. — „Ich höre (erwiderte sie zitternd) dem Liede jenes Hirten zu." — „Und was soll das?" „Was es soll? Guter Gott, das ist ja jetzt noch meine einzige Freude!"

„Ihre einzige Freude!" rief Ezzelin brüllend aus, warf das Werkzeug in seiner Hand weit von sich hinweg, und gieng mit großen Schritten auf und ab. — „Es ist klar" murmelte er bei sich selbst, „es ist klar, sie liebt ihn! Ich habe ihr eigenes Geständniß! Jetzt ist sein Lied noch ihre einzige Freude. In meiner Abwesenheit — schändlich! schändlich!" Olimpia, die den immer steigenden Wachsthum seiner Gemüthsunruhe sah, die abermals nicht wußte, womit sie ihn beleidigt haben könnte, eilte auf ihn zu, wollte ihn umarmen, ihn beruhigen; aber mit Abscheu schleuderte er sie

von sich weg. Auf dieses Getöse kam auch die Mutter herbei.

„Mein Sohn!“ rief sie, „was ist Dir? was hast Du?“

„Den Tod im Herzen!“

„Gott, Du blickst fürchterlich. Besinne Dich! Dein Uebel wächst sichtbar.“

„Wir wollen es enden!“

Die unschuldigste, gefühlvollste aller Frauen wagte jetzt den letzten, äußersten Versuch, um ihn zu besänftigen, oder um wenigstens das traurige Geheimniß seinem Busen zu entreißen. Unabgeschreckt durch jenen ersten Empfang, wirft sie sich in seine Arme. In rascher, blinder Wuth zieht er seinen Dolch, den er immer in seinem Gewande verborgen trug, und durchbohrt sie. Der Elende wußte selbst in seiner Sinnlosigkeit noch zu gut, wo das Herz lag, das sanft für ihn schlug. Olimpia sank; Schatten des Todes umhüllten sofort ihr Auge. Sie sank, indem sie sterbend noch die Hand ihres barbarischen Mannes drückte. Ihr Geist entfloh ohne einen klagenden Laut.

Starr, mit trocknen Augen, aber mit tobender Seele, sah sie Ezzelin in seinen Armen sterben. Er vernahm nicht das Jammergeschrei ihrer unglücklichen Mutter, sah nicht, wie sie betäubt neben ihm in Ohnmacht sank. Erst als er ihre Hand in

der seinigen kalt werden fühlte und ihre Lippen erblassen sah, da erst drängte sich ihm ein Seufzer auf. Ein unwillkührliches Schrecken bemächtigte sich seiner; Gewissensangst und Reue ergriffen seine Seele — um sie auf Lebenslang nie wieder loszulassen. Er floh von diesem Schauplatze der Unmenschlichkeit, und verfluchte im Fliehen seine rasende Eifersucht, verfluchte sein Daseyn und sich — den unmenschlichsten Mörder.

95) Glaube an Zauberei und unzeitiger Scherz in ihren Folgen, zu Schweinfurth.

Ein Landmann aus der Nachbarschaft von Schweinfurth stand in dem Wahne, ein Zauberer habe ihm die Liebe seiner Frau entwandt, und verlangte im Jahre 1788 — in der Apotheke zu Schweinfurth eine Arznei wider die Untreue seiner jungen Frau; des festen Glaubens, daß in einer der vielen Büchsen doch auch gewiß etwas zur Abhelfung seiner Herzensnoth seyn müsse. Der Provisor lächelte der Einfalt dieses Abergläubigen,

und gab ihm ein unschädliches Pulver, welches er von einem Zuckerbäcker in etwas backen lassen, und seiner Frau zu essen geben solle. Der Zuckerbäcker verstand den Spaß, und mischte das Pulver für 30 Kreuzer in sechs Pfefferhüsse. Nun drang der Bauer seiner Frau das Naschwerk auf; da sie aber sonst nie Leckerbissen von ihm erhalten hatte, gerieth sie auf den Verdacht, es sey Gift darin; und ihre Abneigung gegen ihn ward von dem Augenblick an größer, als zuvor. Ein Scherz, der die Einfalt im Wahne und Aberglauben bestärkt, kann nie andere als nachtheilige, verderbliche Folgen haben.

96) Catharina von Boren.

Diese durch ihre Verheirathung mit Luthern berühmte Frau ging im Jahre 1523 mit acht andern Nonnen aus dem Kloster Nimptschen bei Grimma, wozu ihnen ein Rathsherr zu Torgau, Nahmens Coppe, behülflich war. Luther, der damals noch das Ordenskleid trug, schrieb eine Schutzschrift für diese Nonnen, brachte sie in Wittenberg unter, und

heirathete zwei Jahre darauf Catharina von Boren. Das Murren, das diese Heirath verursachte, war unbeschreiblich; indeß faßte Luther bald wieder Muth, und pries sich wegen seiner Verheirathung glücklich. Man hat diese Frau sehr verläumdet; allein wen darf dieses bei dem damals herrschenden Parteigeist wundern? Luther rühmte sie als eine brave Frau; nur ihre Schwatzhaftigkeit tadelte er zuweilen; auch soll sie ein wenig herrschsüchtig und prachtliebend gewesen seyn. Luther konnte nicht in ihren Armen sterben, weil sie bei seinem Tode, welcher in Eisleben erfolgte, in Wittenberg war. Sie starb zu Torgau 1552.

97) Keine Nixe, aber der Nixenglaube tödtet Menschen.

Ein Postknecht verirrte bei sehr üblem Wege, und in dem nassen Wetter einer stockfinstern Nacht, mit den Reisenden, die er fuhr. Unbekannt mit dem Wege, worauf er gerathen war, und getäuscht von der Finsterniß der Nacht, warf er von einer Anhöhe hinab den Wagen um. Die Passagiere fielen sämmtlich in einen Sumpf und selbst der Postknecht

knecht stürzte mit den Pferden in die Tiefe, und kam unter eines derselben so zu liegen, daß er sich nicht losarbeiten konnte. Man schrie erbärmlich, und so laut, als es die Kräfte eines jeden verstatteten, um Hülfe. In einem nahegelegenen Dorfe hörte man die Stimmen dieser Unglücklichen. Einer der Einwohner, der von ungefähr vor der Thür seines Hauses stand, rief seine Nachbarn, um das Winseln mit anzuhören. Verschiedne vernahmen auch wirklich das klägliche Rufen, allein Niemand unter ihnen wagte es, sich dem Orte zu nähern, von welchem die kläglichen Töne kamen. Die Abergläubischen wähnten, daß dieses Winseln die Nixen des nahen Sees verursachten, welche durch diese kläglichen Stimmen Jemand herbeizulocken suchten, den sie alsdann ins Wasser ziehen könnten. Sie blieben daher bei dem Schreien der Nothleidenden ungerührt, und gingen unbekümmert in ihre Häuser zurück. Am andern Morgen kam ein Hirte nach dem Schauplatze des Jammers und Elendes. Drei Postknechte und drei von den Passagieren, an denen er die Merkmale vergeblich angewandter Selbsthülfe wahrnahm, waren vor Kälte und Nässe in dem Sumpfe umgekommen. — An zwei andern bemerkte er noch schwache Zeichen des Lebens. Auf seine Anzeige wurden die Verunglückten sogleich nach dem Dorfe geholt, wo nur einer

derselben die Augen nochmals eröffnete, aber in eben dem Augenblick sie auf ewig wieder schloß. Wären die Köpfe der Einwohner des Dorfes in dieser Hinsicht erhellter gewesen, so würden sie diesen unglücklichen Leuten sogleich zu Hülfe gekommen seyn, sobald sie ihr klägliches Rufen hörten; und wahrscheinlich wären sie, die jetzt das Schlachtopfer eines elenden Wahnes wurden, alle gerettet worden.

93) Unglück durch Furcht, zu Ballenstedt.

Der Kohlenschreiber in Oppenrode, einem Dorfe am Harzwald, erhielt einst Besuch von einigen Freunden aus dem nicht weit entlegnen Städtchen Ballenstedt. Man unterhielt sich im Gespräch über verschiedne Gegenstände und zuletzt kam man auch auf einen tollen Hund zu sprechen, der in der Gegend sich aufhielt und schon manchen Schaden angerichtet hatte. Einer aus der Gesellschaft zeigte aus einem Beispiele, welches er selbst erlebt hatte, die schrecklichen Folgen, die der Biß

eines tollen Hundes nach sich ziehen könnte. Seine Erzählung gab Andern Anlaß, noch mehrere ähnliche Geschichten zu erzählen. Jeder der Anwesenden schauderte bei dem Gedanken an die Gefahr, in die sie beim Heimgehn gerathen könn.., wenn der wüthige Hund ihnen unter Weges begegnete und sie anfiele. Der Abend brach an und es war Zeit fortzugehn. Auf dem ganzen Wege war die Phantasie der Gesellschaft mit dem Unglück, das ihnen begegnen könne, beschäftigt; der wüthige Hund war der beständige Gegenstand ihres Gesprächs.

Plötzlich sah Jemand auf der Wiese nahe am Wege etwas Graues liegen. Mit einem Schrei des Schreckens, rief er: da ist der Hund! Die Furcht verhinderte Alle, genau hinzusehn; sie eilten also auf dem Wege wieder zurück, den sie gekommen waren. In kurzer Zeit waren sie wieder in der Wohnung des Kohlenschreibers, und verlangten Gewehr, um sich im Nothfall gegen den Hund vertheidigen zu können.

Dieser entschloß sich, selbst mit einer Flinte bewaffnet, seine Freunde zu begleiten; zwei Andern aus der Gesellschaft gab er Pistolen und die übrigen versahen sich mit Prügeln und Mistgabeln.

Jetzt zog die ganze Gesellschaft, voll Vertrauen auf ihre Waffen, der Gegend zu, wo der vermeint-

liche tolle Hund gelegen hatte. Noch lag die nehmliche Erscheinung an eben der Stelle. Ungefähr zwölf Schritt davon bleiben sie alle stehn und ermuntern den Kohlenschreiber, seine Flinte darauf abzuschießen. Lange zaudert dieser; denn da er weniger furchtsam war, wollte er erst wissen, ob es wirklich ein Hund sey. „Ich weiß nicht, (sagte er,) das Ding dort scheint mir etwas andres, als ein Hund zu seyn."

„Es ist gewiß ein Hund, (versetzten seine Freunde,) wir waren vorhin ganz nahe hinzugekommen, ehe wir ihn erblickten, und da sahen wir ihn ganz deutlich." Alle, selbst die, die den Muth nicht gehabt hatten, genau hinzusehn, versicherten, daß es ein Hund sey, und jeder rief: „Schießen Sie, ehe ein Unglück entsteht!"

Auf diese feste Behauptung der ganzen Gesellschaft, wollte der Kohlenschreiber doch nicht näher hinzugehn, um die Sache zu untersuchen; aber er stand noch immer an, sein Gewehr abzudrücken.

Endlich wollte ihm Einer mit Gewalt die Flinte aus der Hand reißen. Da that der Kohlenschreiber den erzwungnen Schuß.

Auf einmal ertönte eine menschliche Jammerstimme von dem Orte her, der Gegenstand bewegte sich und man sah jetzt deutlich, daß es ein Mensch war. Welch ein Schrecken für die ganze Gesell-

schaft und vorzüglich für den armen Kohlenschreiber. Dieser, der ein sehr gefühlvolles Herz hatte, sank in Ohnmacht und man mußte ihn bewußtlos nach Hause tragen. Der unglückliche Geschossene war ein armer Bergschmidt, der selbst in des Kohlenschreibers Hause wohnte, und den körperliches Leiden und häuslicher Unfrieden zuweilen dazu bewogen, nach Ballenstedt zu gehn, um sein Elend bei einem Glase Wein zu vergessen. Er hatte an diesem Tage vermuthlich zuviel getrunken, und war auf dem Rückwege bewußtlos hingesunken. Die Kugel traf ihn ins dicke Bein und sein übriger gebrechlicher Zustand trug wahrscheinlich dazu bei, daß er nach einigen Tagen an der Wunde sterben mußte.

99) Strafe des Glaubens an Sympathie und Gespenster.

Ein Bauer hatte die heftigsten Gliederschmerzen. Der Bader konnte ihn nicht davon befreien, darum wollte er sich durch die Sympathie heilen lassen. Einer, der sich darauf zu verstehn vorgab, rieth ihm, des Nachts zwischen 12 und 1 Uhr einen

Todtenkopf von dem Kirchhofe zu holen, und sich aus dessen Schädel ein Pulver zu bereiten. Der Bauer, voll von Gespenstergedanken, kletterte über die Mauer des Kirchhofs, und näherte sich dem Beinhause. Er stand aber wie angewurzelt, als er von ferne die vom Monde beleuchteten Todtengebeine sah. Die Liebe zur Gesundheit überwand seine Furcht. Er ging ins Beinhaus, mit verschlossenen Augen, und nahm einen Todtenkopf. Kaum hatte er ihn ergriffen, so hörte er etwas neben sich ächzen. Die Furcht gab ihm Flügel. Er stürzte aus dem Beinhause, fiel über ein Grab, und blieb neben demselben in der Epilepsie liegen. Der Todtengräber fand ihn am andern Morgen sinnlos, und trug ihn nach Hause, woselbst er kurz darauf starb. Jedermann hielt es für eine wirkliche Gespenstergeschichte, bis man erfuhr, daß die Sache ganz natürlich war. Der Sohn des Müllers hatte ein Rind verkauft, und das daraus gelöfete Geld in der Nacht verspielt. Aus Furcht vor der Strafe ging er nicht nach Hause, sondern schlief eben im Beinhause, als der unglückliche Bauer sein Heilmittel holen wollte.

100) Schreckliche Folge der Trunkenheit, zu Neudörfel in Sachsen.

Das sächsische Dragonerregiment Prinz Albrecht, das im Jahre 1796 den Feldzug am Rheine mitgemacht hatte, aber im July desselben Jahres mit den übrigen sächsischen Truppen nach Sachsen zurückmarschirt war, wurde im Monat November desselben Jahrs verlegt. Ein gemeiner Dragoner, Namens Winkler, verübte auf diesem Marsche in der Trunkenheit eine schreckliche Mordthat. Er war zu den Bagagewagen commandirt. Diese passirten den 9ten November durch ein sächsisches Dorf, Namens Neudörfel. Sie fahren an dem Hause eines armen Leinewebers vorbei. Die Tochter des Leinewebers sieht aus dem Fenster; die Mutter wird unwillig darüber, daß die Tochter die Zeit versäume, und befiehlt ihr, mit einem Schimpfnahmen, vom Fenster weg und an ihre Arbeit zu gehn. Der betrunkne Dragoner, der sich in eben dem Augenblick vor dem Fenster befindet, glaubt in der Verfinsterung seines Verstandes, die Rede der Frau und der Schimpfnahme habe ihm gegolten. Sogleich stürmt er mit dem blanken Säbel in das Haus, kommt zur Stube und will die Frau ermorden. Da diese in die Kammer

entflieht, geht er auf den Mann los, der hinter dem Weberstuhle sitzt. Der Mann bittet und flehet um Schonung, und versichert dem Dragoner, daß seine Frau nicht ihm, sondern ihrer Tochter zugerufen habe. Allein der Wütherich läßt sich nicht besänftigen, und fährt immer fort, auf den armen Mann loszuhauen; weil aber derselbe sich hinter seinem Weberstuhle verbarg, so konnte er ihm nicht beikommen.

Endlich dreht er sich um, und aus Zorn und Rachgier gegen die Eltern spaltet er ihrem in der Wiege liegenden unschuldigen Kinde von einem halben Jahre den Kopf voneinander, so daß es sogleich seinen Geist aufgab. Und nun ging der Unmensch ruhig seines Weges fort.

Allein jetzt erhoben die Eltern ein großes Geschrei; die Nachbarn liefen zusammen, und da sie sahn, was geschehn war, gingen einige dem Mörder nach, und zeigten die That dem commandirenden Officier an. Der Mörder wurde sogleich geschlossen, und bekam seine Strafe.

101) Traurige Folgen des Mangels häuslicher Tugenden, in Thüringen.

In einer der angesehensten Städte Thüringens lebte ein junger Bürger, der sich durch Geschicklichkeit, Fleiß und Ordnung allgemeine Achtung erwarb. Nach ein Paar Jahren heirathete er. Er sah aber im Taumel der Liebe mehr auf das Einnehmende der Außenseite seiner jungen Frau, als auf Häuslichkeit, Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Sparsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten. Das alles waren nicht die Tugenden seines Weibes, dessen glattes Gesicht und schöner Wuchs eben darum ihm bald Ekel und Ueberdruß verursachten. Der ordentlichste und fleißigste Mann ward nun unordentlich, verdrossen, faul und träge in seinen Berufsgeschäften; denn er suchte, um sich den Verdruß über diese so ganz mißlungne Wahl einer Hausfrau aus dem Sinne zu schlagen, Zerstreuung und Gesellschaft, und gewöhnte sich in derselben, aus Mißmuth, den Trunk an. So sank er endlich, als Trunkenbold, auf die tiefste Stufe der Menschheit hinunter. Man fand ihn einst, nachdem er den Abend vorher auf einem Dorfe übermäßig gezecht hatte, auf dem Felde entseelt hingestreckt. Dies war das Ende eines sonst bra-

ven Mannes! Seine Wittwe starb — im Tollhause. Bei den unaufhörlichen Vorwürfen, die sie sich über ihren Antheil an diesem Unglück machte, verfiel sie zuerst in Schwermuth, und dann in Raserei.

102) Der gewissenlose Advokat zu Nürnberg.

Dem Töpfermeister Romer zu Nürnberg — einem fleißigen und redlichen Manne — fiel von Seiten seiner Frau eine Erbschaft von ungefähr 1000 fl. zu. Sie ward ihm streitig gemacht. Romer nahm einen Advokaten, Namens Faulwetter, zu seinem Rechtsbeistande an: dieser verstand sich aber unter der Hand mit der Gegenparthei, und so dauerte der Prozeß 14 Jahre lang, ohne daß ein Urtheil erfolgt wäre. Nun trat der Unwürdige in das Kollegium der Konsulenten, in welchem Posten er keine Prozesse mehr führen durfte. Romer nahm also einen neuen Sachwalter, den Dr. Linck, an; Faulwetter hielt ihm aber die Akten, unter dem Vorwande, sie wären verlegt, mehrere Jahre zurück. Als er sie endlich heraus-

gab, erfolgte auch durch die Betriebsamkeit des rechtschaffnen Dr. Linck gar bald ein obsiegendes Urtheil für Romer. Faulwetter war indeß in das Appellationsgericht eingerückt. Jetzt rieth er der Gegenparthei Romer's, daß sie appelliren sollte, und er wußte es so zu drehen, daß er in diesem Prozeß zum Referenten ernannt ward. Als solcher ließ er die Sache abermals liegen, so, daß auch Romer's zweiter Advokat, Linck, darüber hinstarb. Romer nahm nun den dritten Advokaten an, es blieb aber immer beim Alten. Ungeachtet er Faulwettern verklagte, und um Beschleunigung seines Prozesses bat, so konnte er dennoch die Akten nicht heraus bekommen. Am 15 Mai 1801 geht endlich Romer, des zwanzigjährigen Wartens müde, zu Faulwetter, und verlangt drohend die Akten. Als er hier statt derselben schnöde Worte bekommt, zieht er ein Messer hervor und ersticht den gewissenlosen Advokaten und Richter auf der Stelle. Natürlich ward er eingezogen. Er ließ sich willig verhaften, sagte, „seine That sey ihm keinesweges leid; er sey ein ordentlicher, fleißiger Mann, habe aber eine Frau und 5 Kinder zu ernähren. Wer so gewissenlos, wie Faulwetter, mit den Leuten umgehen könne, der sey ein Bösewicht und verdiene aus der Welt geschafft zu werden." Drei Wochen nach der Mordthat gewann

Romer den Prozeß. Zu Anfang März hatte man ihm sein Todesurtheil bekannt gemacht und er wurde 5 Wochen lang zum Tode vorbereitet. Hierauf kündigte man ihm die Verwandlung der zuerkannten Strafe in lebenslängliches Gefängniß im Zuchthause an. Romer wollte aber von dieser Milderung des Urtheils nichts wissen, sondern verlangte, hingerichtet zu werden. Da man seinem Verlangen nicht genügte, erhängte er sich nachmals im Zuchthause, und bestätigte auch seinerseits, daß Selbstrache — zumal blutige Selbstrache — ebenfalls keinen Frieden gewährt; daß im Gegentheil Unruhe und Gewissensangst bis zum Tode ihre untrennbaren Gefährten sind.

103) Heirathsantrag.

Hans, der Vater eines erwachsenen jungen Menschen, welcher heirathen sollte, ging zu seinem Nachbar, dem reichen Niklas, ans Fenster. „Gott grüß' Euch!" sagte der zärtliche Vater, „wißt Ihr was: Mein Junge soll das Gütchen annehmen, und ich suche eine feine Dirne für ihn zur Frau; was gebt Ihr Eurer Tochter mit?" „Tausend

Gulden.“ „Hm! Nur tausend Gulden; das wäre ja gar nichts. Gebt ihr zwei tausend, so lasse ich heute noch meinem Sohne das Gut im Amte verschreiben.“ „Das kann ich nicht. Zwölfhundert Gulden ist mit Einem Worte alles, was ich thun kann.“ „Auch nicht funfzehnhundert,“ fragte Hans traurig. „Nein!“ war die Antwort. Sie schieden gelassen voneinander. Aber kaum hatte Hans zwanzig Schritt gethan, als er mit einer rechnenden Miene stehen blieb, umkehrte, und aufs Neue an Niklas Fenster pochte. „Gevatter Niklas, noch auf Ein Wort! Wollt Ihr auch nicht vierzehnhundert?“ „Ich kann wahrhaftig nicht.“ „Nun, so muß ich denken,“ sagte Hans, indem er sich trotzig umkehrte, „daß es Gottes Wille nicht gewesen ist. Lebt wohl, Gevatter!“

104) Die unpatriotischen Patrioten.

Die Einwohner des Dorfes Zimmerwald im Bernschen stellten am Ende des Jahrs 1803 folgende Erklärung aus: „Wir sind müde, uns von niederträchtigen Menschen Patrioten nennen zu hören; vor, bei und nach der Revolution haben

wir uns keine Thaten zu Schulden kommen lassen, durch die wir diesen Nahmen verdienten, sondern uns immer als rechtschaffne Menschen und biedere Schweizer betragen. Wir erklären also diejenigen, die uns Patrioten nennen, für schamlose Ehrendiebe. u. s. w.“

105) Mittel, sich bemerklich zu machen.

Unter der Regierung Clemens XIV. hatte ein neuangehender Bildhauer in Rom einen Meleager verfertigt, der ihm nach seiner Ueberzeugung sehr wohl gerathen war. Er bedurfte Geld und wünschte auch, daß ihm dieses Stück einen Nahmen machen, und mehrern Verdienst zuwenden möchte; sah aber, daß sowohl auf Seiten des Hofs als reicher Privatpersonen Geiz und Vorliebe für Antiken herrschten. Was war zu thun? Er war mit dem Lokale bekannt, wo der Pabst eben nach Antiken graben ließ. Von der Existenz seines Meleager wußte noch niemand. Er schwärzte denselben daher an und brach ihm einen Fuß ab. Diesen verwahrte er wohl und verscharrte dann den Meleager heimlich an einen Ort, wo er glauben

konnte, daß man ihn bald finden würde. Dies geschah auch. Man brachte das Kunstwerk in den Vatikan und wußte es nicht genug über alle neuere Arbeiten zu erheben. Es wurde von allen Kennern gesehen und bewundert. Aber als man nun den Werth desselben allgemein anerkannt hatte, trat der Verfertiger mit dem abgebrochenen Fuße hervor. Er sagte, er habe die Statue deshalb verscharrt, um zu sehen, wie die Erde auf neubearbeiteten Marmor wirken würde, und erbat sich dieselbe zurück. Obgleich man darüber befremdet wurde und sein Vorgeben gern bezweifeln wollte, so war doch der abgebrochene Fuß ein ganz unwiderleglicher Beweis. Man sah sich genöthigt, seine Arbeit auf eine ehrenvolle Art zu bezahlen, und sein Ruf war auch für die Zukunft auf das vollkommenste begründet.

106) Gerettete Ehre der Deutschen in Venedig.

Der deutsche Erbprinz v. W. durchreisete Italien, in Gesellschaft eines der einsichtsvollsten Deutschen, des Kammerherrn v. E..

Es ist leicht zu erachten, daß auch Venedig auf dieser Reise nicht unbesucht blieb; und diese prächtige, in so manchem Betracht einzige, Stadt gefiel dem Prinzen so wohl, daß er über die bestimmte Zeit in ihr zu verweilen beschloß. Seine Freigebigkeit und Sanftmuth machten ihn überall beliebt, und binnen kurzer Frist befand er sich mit den vornehmsten Häusern in einem gesellschaftlichen Zirkel, der manche Annehmlichkeit bei sich führte.

Nur etwas war kränkend für ihn. So oft er sich zu einem der ersten Nobili eingeladen sah, machte auch allezeit ein kleines italiänisches Schauspiel den Beschluß des Festes, und fast ohne Ausnahme ward in diesem die eine oder andre deutsche Sitte lächerlich gemacht. —

Der Prinz ertrug es zwar unwillig aber doch schweigend. Nicht so der Kammerherr v. E.. Er fühlte zu gut seine eigne Erhabenheit, und die Erhabenheit seines Volks, und versicherte oft unter seinen Bekannten, daß er sich für diesen Schimpf zu rächen gedenke, und bloß der Gedanke an die heimtückische Gemüthsart der Landeseinwohner machte, daß er sich in fremder Gegenwart mäßigte.

Indeß nahte sich der Augenblick des Abschieds, und der Prinz lud noch den Abend vor seiner Abreise alle seine bisherigen Gastfreunde zu sich, um ihnen den Dank für ihre Geselligkeit abzustatten. —

Sie

Sie fanden sich zahlreich ein, der ganze Tag floß in Wohlleben dahin, die Abendtafel war schon geendigt, und man war eben im Begriff, sich an die Kartentische zu setzen, als der Kammerherr v. E. die ganze Gesellschaft aufs höflichste anredete.

„Sie hätten" sagte er, „so oft das Auge und Ohr des Prinzen, seines Herrn, durch Schauspiele ergötzt, die nicht anders als sehr gut hätten seyn können, da sie italiänisch gewesen wären. Es wäre ihm zwar unmöglich, mit gleich guter Münze Zahlung zu leisten; gleichwohl würde es ihm schmeicheln, wenn sie heute ein deutsches Stück, so gut als es hier möglich zu machen gewesen sey, auch auf einige Augenblicke ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen geruhten.

Alle, und selbst der Prinz, staunten. Zwar errieth dieser Letztre etwas von dem, was da folgen könnte, aber er ging wenigstens gleich den übrigen voll Neubegierde seinem Kammerherrn nach, der die Gesellschaft in den Hof des Hauses führte.

Ganz in der äußersten Ecke desselben sahen sie eine Art von elender Bretterbude zusammengefügt, vor welche rings umher Stühle gesetzt waren. Man ließ sich nieder, und steckte schon höhnisch lachend die Köpfe zusammen. Der Vorhang wurde aufgezogen, und das spöttische Flüstern mehrte sich;

denn der Schauplatz stellte eine ziemlich elende Straße vor, in welcher einige wenige hin und wieder zerstreute Lampen die Nacht mehr erleuchten sollten, als wirklich erleuchteten.

Endlich erschien ein deutscher Reisender, einfach, aber gut, gekleidet, und seinen Leib mit einem Gurt umschnallt, in welchem zwei Pistolen steckten; er sah sich überall, neugiervoll, als ein Mann um, der sich an einem ihm ganz fremden Orte befindet, und ein kleiner Monolog bewies es bald noch mehr.

„Er komme" sagte er, „in tiefer Nacht zu Siena an, und sey ungewiß, ob er noch irgendwo eingelassen werden dürfte. Müde von der weiten Reise verlange freilich sein Körper nach Ruhe, aber kaum würde sie ihm diesmal zu Theil werden. Je nun! besser sey freilich besser; aber ein kleines Uebel ertrage man leicht, zumal wenn man ein Deutscher sey. Denn was sey wol diesem Volke furchtbar?" — „Ha! geirrt! (strafte er sich selbst.) Es ist wahr, wir ertragen ziemlich viel: Hunger und Durst; Hitze und Kälte; Gefährlichkeiten des Krieges und der Reise; nur etwas nicht, was doch sonst die Wollust mancher weichlichen Völkerschaft ausmacht: — ein Leben ohne Beschäftigung. — Mag doch die Nacht noch einmal so lang seyn, mag doch der Schlaf meine Augen noch einmal so heftig drücken! Beschäftigung her, ich wache gern —

und ich hätte gar keine? ist hier nicht Licht? habe ich hier nicht ein Buch? Freilich ist der Ort nicht der bequemste; doch was thut der zur Sache?"

Mit Endigung dieser Worte zog er ein Buch aus der Tasche, trat unter die nächste Laterne, und fing an zu lesen. — Er hatte kaum angefangen, so zog ein andres, aus einem Quergäßchen herkommendes, Wesen die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich. Es war eine lange, weiße, gleichsam luftige, menschliche Figur, die den Deutschen sorgfältig von allen Seiten betrachtete, aber noch sorgfältiger es vermied, von ihm gesehn zu werden, da sie ihn sehr emsig in seinem Lesen vertieft sahe, die sich jedoch von hinten zu so nahe an ihn wagte, daß sie über seine Achseln mit in das Buch blickte, und ihr Erstaunen über dasselbe durch Mienen an den Tag legte.

Der Deutsche seines Orts fand bald, daß Lesen eine Beschäftigung sey, die sich nicht leicht unter freiem Himmel, in einer so schwülen Nacht, und nach den Beschwerlichkeiten einer weiten Reise unternehmen ließe; seine Augen wurden immer schlaftrunkner, und er steckte mißvergnügt sein Buch wieder ein.

„Ist es denn wirklich so spät? Sollt' ich denn niemanden mehr zu ermuntern im Stande seyn?"

sagte er, indem er seine Repetiruhr hervorzog und sie schlagen ließ: es schlug 12 Uhr.

Mit jedem neuen Schlage wuchs das Erstaunen des dahinterstehenden Wesens und in seinem Blick sprach die dringendste Neugierde.

„Zwölf Uhr erst?" fing der Deutsche wieder an: „das ist so spät eben noch nicht, zumal in einem Lande, wo man nur allzugern den Tag zur Nacht, und die Nacht zum Tage macht. Vielleicht erwecke ich noch irgendwo eine mitleidige oder eigennützige Seele." Er schlug an alle Hausthüren an, aber vergebens.

„Nun dann!" rief er verdrießlich aus: „wenn Euch Klopfen nicht weckt, vielleicht ermuntert Euch das!" bei diesen Worten zog er eine seiner Pistolen heraus, und drückte sie ab. Die Todtenstille der Nacht verstärkte den Schall; das arme weiße Ding fuhr erschrocken zurück und sein lauter Schrei machte, daß der Reisende sich umsah.

Allerdings zeigte seine erste Miene, daß ihm eine Figur, wie diese da, kein alltäglicher Anblick sey; aber er faßte sich bald, winkte sie zu sich, und fragte: wer sie sey?

„Laß das jetzt noch," erwiderte die Erscheinung, und kam näher:

„Du sollst es bald hören; genug, daß ich Dir nicht schaden werde."

„Und

„Und wer besorgt das?“ antwortete der Deutsche lächelnd, „Dein furchtsamer Ausruf hat Deine Zaghaftigkeit deutlich genug characterisirt; ich wette, Du bist nicht weit von hier zu Hause.“

„Getroffen, wenn Du von ehemals, und gefehlt, wenn Du von jetzt sprichst! aber wenn Du anders mit mir reden, und erfahren willst, wer ich sey, so mußt Du auch mir einige Fragen beantworten.“

„Warum nicht? sprich!“

„Du lasest vorhin in einem Hefte, voller so krauser, sonderbarer Figuren, als ich sie noch nie sah; geschrieben konnte das doch nicht seyn?“

„Nein, das war es auch nicht, Du wirst doch Gedrucktes kennen?“

„Gedrucktes? Gedrucktes? Nein; der Begriff ist mir ganz fremd. Sag mir doch, wodurch unterscheidet es sich von dem Geschriebenen?“ —

„Dadurch, daß 150 Menschen nicht die Hälfte von dem in einem Tage schreiben, was ein einziger binnen eben dieser Zeit druckt; daß es netter und dauerhafter ist, als jenes; und daß der Preis davon noch kaum den sechsten Theil des Erstern beträgt.“

„Wichtige Vortheile! in der That sehr wichtige!“ rief das fragende Ding, und legte bedächtig den Zeigefinger der linken Hand an die gebogne

Nase. — „Eine Erfindung, durch welche Litteratur und Mittheilbarkeit der Künste und Wissenschaften viel gewonnen haben müssen!“

„Allerdings!“

„Und der Erfinder dieser nützlichen Sache? — ich habe alle mögliche Hochachtung für ihn. — Wer war er?“

„Ein Landsmann von mir, ein Deutscher!“

„Er macht Dir Ehre, Freund. Es muß ein trefflicher Kopf gewesen seyn. Ich wollte viel darum schuldig seyn, wenn er der meinige wäre. Aber hiemit ist meine Neugierde noch nicht gestillt. Du hattest da noch ein andres Ding, das zum Erstaunen richtig die Stunden angab, was war denn das?“

„Was sonst als eine Taschenuhr?“

„Taschenuhr? hm! — zu meiner Zeit kannte man nur Wasser-, Sand- und Sonnenuhren; aber trotz ihrer Größe, Unbequemlichkeit und Kostbarkeit, waren sie ungewiß und mangelhaft oben drein. — Ich dächte, ich dächte, ein Ding, so in der Tasche bei sich herumzuführen, und so zuverlässig in seiner Anzeige, müßte ein treffliches Hülfsmittel auf weiten Reisen abgeben, müsse dem Wandrer und dem Handelsmanne gleich nützlich seyn.“

„Es freut mich, daß Du so schnell den Nutzen von Dingen erräthst, die Du zu meiner Verwun-

derung noch nicht kennst. — Wer bist Du denn? Aus welcher Zeit stammst Du her?"

„Ei was! wer wird so neugierig seyn? Sage mir vorher, wer erfand das?"

„Auch ein Deutscher."

„Das brave Volk! Es verdient mein Lob. — Ein Deutscher! — wer sollte das in diesen blauäugigen Barbaren gesucht haben! — Doch es sey! — Nun, da ich einmal nachzuforschen angefangen habe, besinne ich mich auf meinen alten Wahlspruch: Nie auf halbem Wege umzukehren. — Du hattest da noch ein Ding, das Donner und Blitz im Kleinen nachmachte, und, der Himmel weiß, wie? sogar in jene Thüre trotz der weiten Entfernung eingeschlagen hat. — Wie nennt Ihr denn das?"

„Eine Pistole."

„Und seine Natur? die Art, wie es diese Wirkung hervorbringt?"

Der Deutsche, der einmal ins Reden gekommen war, erklärte seinen Bau, das Wesen des Pulvers, seine Macht im Großen und Kleinen, und kurz, — verschaffte ihm auch hierin, so viel es sich in wenigen Worten thun ließ, einen hinlänglichen Begriff.

Das Erstaunen des Forschbegierigen stieg hier aufs höchste — „Wie nutzbar dies im Kriege seyn muß!" brach er aus — „wie dienlich zur Erobe-

rung fester Städte! wie entscheidend in Schlachten! O! ich bitte Dich, sage mir, wer erfand das?"

„Wer sonst, als ein Deutscher!"

Der Geist — denn was läugnen wir, daß es ein Geist war? — bebte hier drei Schritt zurück.

„Immer Deutsche und wieder Deutsche! Woher in aller Welt ist Euch die Weisheit zu Theil worden? — Wisse! so wie ich hier vor Dir stehe, so war ich einst, ohne Ruhm zu melden, der Geist Cicero's, des weisesten Mannes seiner Zeit, des Vaters seines Vaterlandes, des Siegers, des — doch wer sollte mich nicht kennen? Erlaube lieber, daß ich noch, als ein Geist, die Bescheidenheit beibehalte, die mich im Leben zierte! Aber zu meiner Zeit waren, um aufrichtig zu reden, Deine Landsleute eins der dümmsten Völker, das je die Sonne beschien; rauh, wild, ohne Ackerbau und Künste, ganz den Wissenschaften fremd, ewige Jäger, ewige Krieger, in Thierhäute eingehüllt, und selbst beinahe ungezähmte Thiere. — Doch allem Ansehn nach müßt Ihr Euch indeß trefflich verändert haben. — Wenn ich mir nun jetzt meine damaligen Mitbürger denke, nach dem großen Vorsprunge, den sie vor Euch hatten, in Krieg und Frieden groß, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Herren der halben Welt, und das erste Volk unter der Sonne. — O gewiß, sie müssen jetzt nahe an die

Gottheit gränzen. — Daß ich sie sehen könnte! Nur wenig Minuten noch, und der Eintritt der ersten Stunde nöthigt mich wieder zur Unterwelt hinab, von der ich vielleicht in den nächsten 1800 Jahren mich nicht entfernen und nur in einer weiten Einöde mit mir selbst plaudern darf; weil es dem Murrkopf Minos scheint, als hätt' ich hier oben ehemals dann und wann zu viel gesprochen."

Der Deutsche lächelte: „So wie ich bin," sagte er, „sind alle meine Landsleute, oder könnten es wenigstens seyn. — Gefallen wir Dir doch so, wie wir zu Euch kommen?"

„Allerdings!"

„Und Du möchtest gerne sehn, wie Deine Landsmannschaft oder wenigstens der größte Theil davon zu uns kommt?"

„O gar zu gern!"

„Nun so wart' einige Augenblicke — ich versteh' ein wenig von der schwarzen Kunst, ich will sie jetzt, Dir zu Gefallen, nutzen."

Er winkte, und sogleich erschien auf mehrern Stellen ein Savoyard.

„Kauft Hecheln! Kauft! Schöne Schattenspiel an der Wand! Schöne Margaretha! wer schaut?" So erscholl es von allen Ecken.

„Sieh, (fuhr der Deutsche fort,) sieh Cicero, so kommen Deine Nachkommen, die ehemaligen

Herrscher der Welt, die ersten unter den Menschen, das Volk mit dem mächtigen Vorsprung, so kommt es größtentheils zu uns. Gefallen sie Dir?"

Der Geist verstummte; es schlug eins, und er schien mit Unwillen von dannen zu fliehn.

Aber mit noch größerm Erstaunen standen die edlen Venezianer auf, beurlaubten sich mit kaltem Lächeln, und hätten mit Meuchelmörderlist Rache genommen, wenn nicht den nächsten Tag Prinz und Kammerherr still abgereiset wären.

In

der Buchhandlung

des

Commerzienraths Matzdorff

sind auch

folgende Bücher

zu haben:

Denkwürdigkeiten der Churmärkischen Stadt Rathenow. Nicht bloß für Rathenower, sondern für Geschichts- und Vaterlands-Freunde überhaupt, bearbeitet von Sam. Chrph. Wagener. Mit vier Kupfern, gr. 8. 1803. (Preis 2 Rthl.)

Auch der dem Anscheine nach geringfügigste Gegenstand, ein Baum, ein Stein ꝛc bekommt oft Interesse für uns, wenn wir seine Geschichte hören. Wie viel mehr muß dies der Fall mit einer ganzen bedeutenden Stadt seyn, wenn uns ihre Geschichte mit Liebe und Eifer für Wahrheit und in der beständigen Absicht dargestellt wird, uns auf eine angenehme und nützliche Art zu unterhalten. Welchem Vaterlandsfreunde ist aber Rathenow nicht wichtig,

die Stadt, durch deren so kühn als klug unternommene und deshalb mit dem glücklichsten Erfolg gekrönte Wiedereroberung Churfürst Friedrich Wilhelm der Große eben den Zeiten des Raubens und Mordens ein Ende machte und das Glück der Ruhe und Sicherheit begründete, dessen wir seitdem in einem so hohen Grade und so ununterbrochen genießen. Die Geschichte dieser Stadt hat der Herr Verfasser, von Wahrheitsliebe beseelt, durch die mühsamste Zusammenbringung und Durchsicht von 92 sehr merkwürdigen, zum Theil dem Zahne der Zeit entrissenen Urkunden und durch deren sorgfältige Vergleichung unter sich und mit öffentlichen Denkmählern, Inschriften, mit Kirchenbüchern ꝛc bis zu ihrem ersten Entstehen aus drei Kiezer-Dörfern verfolgt. Die Urkunden reichen bis zum Jahre 1207, also in ein Alterthum hinein, das so sehr gegen das jetzige Zeitalter absticht, daß selbst die damalige Sprache und Ausdrucksart zu einer Merkwürdigkeit wird. Der Hr. Verf. läßt dieselben daher in ihrer Mundart reden, liefert sie aber nur auszugsweise, so daß man sie mit Interesse lieset, ohne den Faden der Geschichte darüber zu verlieren. Die Geschichte dieser Stadt hängt natürlich mit der Geschichte der benachbarten Städte zusammen und das Werk mußte sich daher über die Geschichte der Mark überhaupt mit verbreiten, wodurch denn auch in dieser manches heller beleuchtet und das Werk hinwieder um so vollständiger und reichhaltiger wurde. Mit dem lebendigen Interesse, was wir für diese Stadt gewinnen, kehren wir gleichsam noch einmal in die Zeiten selbst unsrer rohen heidnischen Vorfahren zurück, und durchleben mit ihr in mehreren Jahrhunderten: die Bekehrung ihrer Einwohner zum Christenthum; die Reformation Luthers; ihre verschiedenen Regierungen; ihre kriegerischen Schicksale; den dreißigjährigen Krieg; ihre Feuersbrünste; ihre Elbüberschwemmungen; die Pest; Theurung, von der Zeit an, wo der Scheffel Roggen 10 Pfennige galt, bis jetzt; u. s. w., und sehen, wie Rathenow, und mithin auch manche andre Stadt, allmählig das ward, was sie jetzt ist; und wie sehr wir überhaupt, bei Vergleichung des einst und jetzt, der Vorsehung für das jetzt zu

danken haben. Das Werk wird auch derjenige, dem Rathenow bisher fremd war, mit dem größten Vergnügen lesen, und es dem Herrn Verf. Dank wissen, daß er ihn durch das Werk mit dem Orte bekannt machte. Eine eben so liebenswürdige als merkwürdige Erscheinung macht in diesem Werke zugleich die zu der Stadt gehörige Colonie NeuFriedrichsDorf, welche Friedrich der Einzige gründete, und die sich durch huldreiche und weise Verfügungen jetzt in einer solchen Verfassung befinder, daß sie gewiß zum Muster dienen und sich die Darstellung derselben der Erreichung eines wesentlich wohlthätigen Zwecks einst mit Recht wird rühmen können.

Wörterbuch zum Behuf richtiger Verbindung der Zeitwörter mit dem Dativ und Accusativ, oder mit mir und mich, dir und dich, ihm und ihn, ihr und sie, u. s. w.. Von M. J. C. Vollbeding. Dritte, aufs neue vermehrte Auflage. 16. 1803. (12 Gr.)

Eine wesentliche Verbesserung dieses, durch seine dritte Erscheinung sich schon von selbst empfehlenden, Buches ist es, daß der den Dativ und Accusativ bezeichnende Buchstabe, zu leichterer und genauerer Unterscheidung, in dieser neuen Auflage jedesmal mit größerer Schrift gedruckt ist. Außerdem aber ist dasselbe auch mit so vielen neuen Beispielen bereichert worden, daß nicht leicht ein Fall der Ungewißheit über mir und mich u. s. w. vorkommen wird, in welchem man bei diesem sichern Rathgeber nicht die bestimmteste Auskunft finden sollte. Was übrigens bei diesem, auch auf Damen berechneten, Werke nicht unerwähnt bleiben darf, ist sein bequemes Taschenformat, sein netter, fehlerfreier Druck, und das schöne Papier.

Das Kriegs- oder Militärrecht, wie solches jetzt bei der Königl. Preuß. Armee besteht. Von G W. C. Cavan, Geheim. Kriegsrath und General-Auditeur. gr. 8. Zwei Theile. (4 Rthlr.)

Herr Geheim. Kriegsrath Cavan liefert in diesem vortrefflichen Werke, das nicht nur die Kriegsartikel juristisch commentirt, sondern auch eine Einsicht in die Bestehung unsrer Armee gewährt, und alles auf den Zweck derselben gründet, die erste mit philosophischem Scharfsinn und gründlicher Rechtskenntniß bearbeitete Uebersicht der bei uns bestehenden Rechte, in Hinsicht auf Militär-Personen. Es wird gewiß den besten Einfluß auf die Armee haben, daß hier Herr Geheim. Rath Cavan sich dem verdienstlichen Geschäfte unterzog, jeden Officier in den Stand zu setzen, in Hinsicht auf seine Rechte und Pflichten, sich vom Auditeur und dessen Aussprüchen ganz unabhängig machen zu können. Die Kriegsartikel waren dem Officier bis jetzt zwar bekannt, aber ihre Ableitung von rechtlichen Hauptgrundsätzen, und folglich die philosophische Einsicht in die Natur derselben, war doch noch immer blos frommer Wunsch, wenigstens größtentheils, geblieben. Und diesem Wunsche ist nun durch dies Werk genügt; der Officier ist dadurch in den Stand gesetzt, wenn er einige Zeit auf das Studium desselben verwendet, sein eigner Rathgeber in Fällen, da er als Richter erscheint, seyn und selbst urtheilen zu können. Noch unentbehrlicher ist dies Werk aber dem Civilisten, in sofern er in rechtlichen Angelegenheiten nehmlich mit Militärpersonen zu thun hat. Es supplirt hier das Landrecht, und macht mit diesem und dem Provinzial-Gesetzbuche zusammen ein ganz unzertrennliches Ganze aus, da es nehmlich so viel Militär in unserm Staate giebt, und einem doch Alles daran gelegen seyn muß, seine Rechte und Verbindlichkeiten, in Hinsicht auf dasselbe, kennen zu lernen.

Titan, von Jean Paul. 4 Theile. 8. 1800–1803. (Preis: fein Pap 9 Rthl. 4 Gr. ord. Pap. 7 Rthl. 16 Gr.)

Geschichte. Ein regierender Fürst von Hohenflies hat einen einzigen Sohn, Luigi. Wenn dieser ohne Leibeserben stirbt, so fällt das Fürstenthum dem benachbarten Haarhaarer Hofe zu. Dieser weiß es fein genug zu machen, daß der Prinz, besonders auf seinen Reisen, Gesellschafter bekommt, die ihm Gelegenheit zu Verführungen geben, wodurch seine Gesundheit untergraben wird. Seine Eltern bemerken dies, zu ihrer größten Betrübniß, da es bereits zu spät ist. Sie befinden sich gerade auf einer Reise in Italien, und die Fürstinn ist aufs neue schwanger, zugleich mit ihrer vertrautesten Freundinn, der Gräfinn von Cesara. Diese kommt mit einer Tochter nieder und zwei Tage darauf die Fürstinn mit einem Sohne (Albano) und einer Tochter (Julienne.) Damit es Albano nicht eben so gehen möge wie seinem Bruder Luigi, so treffen die beiderseitigen Eltern heimlich folgende Maaßregeln: Sie beglaubigen, durch hinlängliche, sich gegenseitig ausgehändigte, Documente, die wahre Abkunft Albano's, geben ihn aber öffentlich für einen Sohn des Grafen Cesara aus, und lassen ihn als solchen auf dem Lande, nicht weit von der fürstlichen Residenz, bei einem treuen Diener des Staats, dem Landes-Direktor von Wehrfritz, erziehn, um erst nach dem frühern oder spätern Tode des Prinzen Luigi mit ihm, als dem rechtmäßigen Thronerben, hervorzutreten. Albano wächst in seiner Verborgenheit bis zum Jüngling heran. Seine Eltern sterben nun bald nacheinander Luigi kommt an die Regierung, vermählt sich mit der Haarhaarschen Prinzessin Isabella, stirbt aber gleichfalls bald ohne Leibeserben, und Albano wird Fürst.

Dies ist in kurzem die Geschichte. Albano ist der Held derselben. Seine Erziehung als Kind; seine höhere Bildung als Jüngling; seine Freundschaft; seine Liebe; sein Muth; seine Festigkeit in der Tugend bei den mannigfaltigsten Nachstellungen des La-

sters; seine Zusammenkunft mit Roquairol, dem schon in der Ferne geliebten Sohne des fürstlichen Ministers Froulay; seine Freundschaft gegen denselben; seine zarte Liebe gegen dessen Schwester Liane, das höchste Ideal weiblicher Schönheit und Tugend; seine Verabscheuung des endlich erkannten lasterhaften Roquairol's; Lianen's Tod (nebst einem bald darauf folgenden Traume Albano's unstreitig das Schönste, was der Verfasser je geschrieben hat); Albano's Reise nach Italien, in Gesellschaft seines vorgeblichen Vaters, des Grafen von Cesara, und der Gemahlinn seines Bruders Luigi; seine Verhältnisse mit der Letztern; seine neue, von seinem vorgeblichen Vater schon immer vorbereitete und veranstaltete, Liebe gegen Linda de Romeiro, eine vorgebliche Nichte, aber wirkliche Tochter des Grafen Cesara, die dieser auf dem Thron zu sehen wünscht; sein Verlust derselben, nachdem Roquairol sie unglücklich gemacht hat; Roquairol's fürchterliches Ende durch einen Selbstmord; — dies alles, und wie endlich Albano, nach Luigi's Tode und nachdem er über seine eigentliche Abstammung Auskunft und Beweise erhalten hat, die, der verstorbenen Liana an Gestalt und Tugend ähnliche, Haarhaarer Prinzessinn Idoine liebgewinnt und sich ihre gegenseitigen Wünsche offenbaren; dabei das geheimnißvolle Geisterwesen, was, von dem Grafen Cesara veranstaltet und von dessen Bruder, und in der Folge auch zum Theil von Albano's Schwester, der Prinzessin Julienne, ausgeführt, sich mit einem magischen Schatten über die ganze Geschichte verbreitet, und, indem es durch abwechselnd reizende und schauderhafte Scenen Albano vielfache Gelegenheit giebt, seine Festigkeit in Grundsätzen und seinen, auf Tugend gegründeten Muth zu bewähren, die Erwartung des Lesers wechselsweise überrascht und aufs neue spannt; die herrlichen Beschreibungen der Natur und Kunst, besonders von Italien; die mannigfaltigen Abstufungen und das bedeutende Interesse der vielen Charaktere, die von jenen Hauptcharakteren nothwendig herbeigeführt werden, und deren abwechselnde Aufstellung die Unterhaltung immer neu erhält, z. B. Albano's Pflege-Eltern und deren Tochter Rabette, als seine

Gespielin, seine Lehrer und Erzieher, der alte treue Schoppe, der Griche Dian, nebst dessen Frau, der liebenswürdigen Charikon, der Lektor Augusti, Lianen's Eltern, der würdige alte Hofprediger Spener, das Ungeheuer Bouverot, der Doktor Spher und dessen Frau und Kinder; — alles dies läßt sich nur andeuten, lesen muß man das Buch im Zusammenhange; es sind einige nahmhafte Bestandtheile dieses nun vollendeten Kunstwerks, das sich gewiß zu seinem Vortheile auszeichnen wird, und dem, außer dem Verdienste der interessantesten Unterhaltung, auch das so seltene, einer durchaus moralischen Tendenz, nicht abgesprochen werden kann.

Um die Geschichte nicht zu unterbrechen, hat der Verfasser seine philosophischen, satyrischen, witzigen und humoristischen Digressionen, die er sonst zwischen die Geschichte einschaltete, diesmal in zwei besondern Bändchen unter dem Titel: „Komischer Anhang zum ersten und zweiten Bande des Titan" abgesondert geliefert. Sie enthalten: 15 Bändchen, das Pestizer Realblatt; 25 Bändchen, erstens Einladungs-Zirkulare an ein neues kritisches Unter-Fraisgericht über Philosophen und Dichter; zweitens des Luftschiffers Giannozzo Seebuch. Die durch 12 Bogen fortgehenden vierzehn Luftfahrten Giannozzo's machen eine kleine sehr unterhaltende Geschichte für sich aus, und kein Leser dürfte auch diesen komischen Anhang aus der Hand legen, ohne sich in die heiterste Stimmung versetzt zu sehn.

Gerhardt, M. R. B., sen., (Königl. Preuß. Haupt-Banko-Buchhalter) der Buchhalter, oder Versuch einer Lehrart zu gründlicher Erläuterung der kaufmännischen doppelten Rechnungsführung, oder des sogenannten Italienischen Buchhaltens. 3 Theile. 4. 1796 1799. 6 Thlr. 16 Gr.

Dessen tabellarisches Taschenbuch zu kurzer und leich-

ter Berechnung des Goldes und Silbers. 8. 1801. 18 Gr.

Gerhardt, M. R. B., sen., kurzgefaßte Anweisung zu vortheilhafter und leichter Berechnung der Zinsen. 8. 1799. 8 Gr.

Gerhardt, J. H., jun., (Königl. Preuß. Haupt-Banko-Buchhalter) vollständiges Rechenbuch. 2 Theile. 8. 1792 und 1793. 3 Thlr.

Lafontaine, August, die Gewalt der Liebe, in Erzählungen. Zweite, mit neuen Erzählungen vermehrte, Aufl. Vier Theile. 8. 1797. auf Schreibpapier 3 Thlr. 18 Gr.

auf Druckpapier 3 Thlr. 6 Gr.

Jean Paul, die unsichtbare Loge. Eine Biographie in zwei Theilen. Mit einem Kupfer. 8. 1792. 2 Thlr. 16 Gr.

Dessen, Hesperus, oder 45 Hunds-Posttage. Eine Biographie, 4 Theile, nebst dem Bildnisse des Verfassers, zweite, verbesserte und vermehrte Aufl. 8. 1798. 5 Thlr.

Dessen, Blumen-, Frucht- und Dornenstücke; oder: Ehestand, Tod und Hochzeit des Armen-Advokaten, F. St. Siebenkäs, im Reichsmarktflecken Kuhschnappel. Drei Bändchen. 8. 1796. 2 Thlr. 10 Gr.

Dessen, biographische Belustigungen unter der Hirnschaale einer Riesinn. Erstes Bändchen. 8. 1796.
Schreibp. 22 Gr.
Druckpap. 18 Gr.

Erscheinungen am Geiste und Körper des Menschen. 1r Th. m. 1 Titelk. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagener S. C., Naturwunder und Ländermerkwürdigkeiten. Ein Beitrag zur Verdrängung unnützer und schädlicher Romane. 2 Thle. 2te, verbess. Aufl. 8 1803 2 Thlr. 16 Gr.

Desselben Werks 3r Th. 2te, verb. Aufl. m. 1 Titelk. 8. 1804 1 Thlr. 12 Gr.

Desselben Werks 4r Th. 2te, verb. Aufl. m. 1 Titelk. 8. 1804 1 Thlr. 4 Gr.

Desselben Verfassers, moral. Anekdoten, 1r Th. 2te, verb. Aufl. 8. 1804 1 Thlr.

—— Werks 2r Th. 8. 1804 1 Thlr.

Patriotischer Zuruf an die Minister und Räthe der Fürsten. Ein Wort zu seiner Zeit 2te Aufl. 8. 6 Gr.

Heimlichkeiten, oder Begattung und Fortpflanzung am Himmel und auf Erden Herausgeg. von G. Müller u. E. Schulz. 1r Th. m. 2 Kpf. 8. 1 Thl. 8 Gr.

Moritz, C. H. E., Treue Erzählung meiner gehabten Schicksale in Berlin, vor und nach der Aufnahme in die Charitee. Mit eingestreueten Bemerkungen über das mir lieb, auch mißfällig Gewordene in der Verfassung des Hauses selbst. Zweite, durch berichtig. Zus. aller Art beträchtl. verst. Aufl. mit einem besond. Anh. über meine Reisen nach Carlsbad, Töplitz und Eger, 8. 18 Gr.

Seidel, C. A., Ismael der Hagar Sohn. Oder: Lebensskizze Franz Euphonius, eines Virtuosen. Zweite Aufl. mit einem Titelkupf. 8 1 Thlr. 8 Gr.

Thierseelen-Kunde auf Thatsachen begründet. Oder: 156 höchst merkwürdige Anekdoten von Thieren, 1r Th. mit 2 Kpf. 8. 1 Thlr. 8 Gr.